aatl. Bibliothek
Regensburg

~~III. 48. 2~~
Paed. 515.

Zeitvertreib
und
Unterricht
für Kinder
in ihren ersten Lebensjahren;
in kleinen Geschichten.

Von
J. A. E. Goeze.

Zweytes Bändchen.

Zweyte verbesserte Auflage.

Leipzig,
in der Weidmannischen Buchhandlung.
1793.

Staatl. Bibliothek

Vorerinnerung

zu der zweyten Auflage des zweyten Bandes des Zeitvertreibes ꝛc.

Da es meinem Herrn Verleger gefällt, eine neue Auflage vom zweyten und dritten Bändchen dieser Kinderschrift zu veranstalten; so ist es meine Pflicht, zu der Verbesserung derselben das meinige beyzutragen, damit diese Schrift noch nützlicher werde, wie sie nach vielen Zeugnissen und Erfahrungen gewesen ist.

Im Wesentlichen finde ich nichts zu verändern; ob ich gleich hie und da einige Erläuterungen beygefügt, oder einige unbequeme Ausdrücke verbessert habe; aber unsere Einsichten ändern sich mit der Zeit und den Jahren. Ich gestehe es frey, daß ich sonst die Ueberzeugung zu haben glaubte, daß man Kindern nichts leichter beybringen, und im Unterricht nichts mehr gefallen könne, als wenn man sich ihrer eigenen Kindersprache bediene. Ich sehe es aber nunmehr ein, daß es unmöglich sey, daß man dabey nicht öfters selbst ins Kindische und Tändelnde fallen sollte. Dieß kleidet Kindern wohl, aber nicht Erwachsenen, die es nachahmen wollen, und muß allemal unnatürlich und gezwungen klingen.

Bey der Revision ist es also meine Hauptabsicht gewesen, alles, was

nach

nach dieser sogenannten Kindersprache schmeckt, völlig auszumärzen, ohne deshalb die Sachen schwerer und unverständlicher vorzustellen. In dieser Absicht hab' ich auch die erste Hälfte der alten Vorrede weggelassen, und nur die zweyte beybehalten, die meines Erachtens nicht ganz unnützlich ist.

Dem Aberglauben, besonders in natürlichen Dingen, hab' ich immer entgegen gearbeitet, und zwar so, daß die dabey vorkommenden Geschichtchen und Erzählungen nunmehro Kindern vom siebenten bis neunten Jahre nützlich und angenehm werden können. Vorzüglich sucht' ichs so einzurichten, daß die falschen Begriffe in den Gemüthern der Kinder getilgt würden, die sonst immer eine Quelle unrichtiger Handlungen bleiben.

Hin und wieder hab' ich schon einige angenehme Natursachen eingestreuet. Im dritten Bändchen werden mehrere vorkommen. Meines Erachtens fehlt man in der Methode, Kindern Naturkenntnisse auf eine leichte und angenehme Art beyzubringen. Systeme und Namenregister machen sie verdrüßlich. Warum nicht gleich aus der Natur selbst?

Wenn ich meinen Kindern, die einen todten Maulwurf, den sie eben gefangen haben, begraben wollen, sage: Gebt Achtung! da will ich gleich aus der Luft Todtengräber bestellen, die ihn begraben sollen, so wird alles aufmerksam; so guckt alles in die Luft, ob sie nicht bald kommen; so wird alles Natur und That selbst. Und davon halt' ich sehr viel. Bey der Gelegenheit kann ich ihnen ja zugleich sehr viel Artiges sa-

gen,

gen, was zur Luft, Erde, zur Natur des Maulwurfs und der Käfer, die ihn begraben, gehört.

Man darf sich bey Kindern eben nicht an eine bestimmte Ordnung binden, wenn man sie mit der Natur — ihren Produkten, Begebenheiten und Wirkungen, bekannt machen will. Wie die Sachen vorkommen, erzähle man sie. Und warum eben immer Naturgeschichte? Warum nicht lieber Natur selbst? Und zwar die gemeinsten, gewöhnlichsten Dinge zuerst, mit denen sie täglich umgeben sind.

Ich war neulich einmal an einem Orte, wo die Kinder den Umlauf des Bluts im Körper recht pedantisch hererzählen mußten, wie sie es auswendigelernt hatten. Es war Wortkrämeg rey, und weiter nichts. Ich fragte hierauf:

auf: Wie wird denn die Butter — die Tinte gemacht?

Die Kinder sahen mich starr an, und lachten — meynten, das zu wissen, wäre nicht nöthig. Da erzählte ichs ihnen, insonderheit von der Tinte. Wie viel Artiges konnte ich ihnen dabey von den Galläpfeln, von den Fliegen, die sie machen, vom Vitriol, vom Gummi u. s. w. sagen! Das gefiel den Kindern so wohl, daß ich sie den ganzen Abend nicht los werden konnte.

Nach dieser Methode werd' ich im dritten und vierten Bändchen viel Nützliches und Artiges aus der Natur, auf eine, die Kinder belustigende Art, anzubringen suchen, so daß man diesen beyden Bändchen füglich den Titel: **Natur und Sitten für Kinder**, geben könnte.

Es

Es giebt genug Lesebücher aus der Naturgeschichte für Kinder; sie sind mir aber alle zu gelehrt. Ich habe die Probe gemacht, und Kinder, die nach Raffs Naturgeschichte unterrichtet waren, sich mit meinen Kindern über verschiedene Dinge aus der Natur unterreden lassen. Bey jenen war System, Gedächtnißkram, Zwang — bey meinen Natur, Begriff und Freude über die Sachen. So konnten meine von Milch, von den Schafen, Brode, Fröschen, Schwalben, Spechten, Blättern, Rosen, Gewittern, Regenbogen, u. s. w. viel Artiges und Nützliches erzählen, was sie selbst gesehen und erfahren hatten, wovon jene nur die Eintheilungen und Namen wußten. Wissen die Kinder nur erst recht viel aus der Natur; das System können sie hernach bald fassen.

Ich tadle keinesweges was andere thun; ich sage nur, wie ichs mache. Insonderheit sehe ich drauf, daß ich Kindern in den verächtlichsten, oft ekelhaftesten und verworfensten Dingen, die weisesten Einrichtungen Gottes fürs Ganze, und zum Besten der Menschen, zeige.

Im dritten Bändchen werden auch einige Religionssachen von Christo, und andern biblischen Dingen, vorkommen, in so fern sie sich für Kinder schicken, und ihnen gute Gesinnungen beybringen können.

Ueberhaupt ist mein Buch eigentlich kein Buchstabier= und Lesebuch für Kinder. Wenn daher gleich auf dem Titel steht: für Kinder vom dritten bis zehnten Jahre — und mancher denken möchte: wie können das Kinder vom dritten bis fünften Jahre gebrauchen?

chen? so erkläre ich mich also. Kindern, die noch nicht lesen können, suche man die leichtesten Histörchen vorzuerzählen, katechisire sie darüber; so werden sie bald Lust bekommen, sie selbst lesen zu lernen. Meine Kinder konnten sie schon im vierten und fünften Jahre lesen.

Wem es auffallen sollte, daß im ersten Bändchen No. 25 schon das dankbare Kind vorgestellt ist, und im zweyten No. 22 = 25 das undankbare und dankbare Kind noch einmal vorkömmt; der darf diese Stücke nur vergleichen. Dank und Undank kann Kindern nie zu oft gesagt werden. Wenn die Kinder zu den Aeltern bald Sie, mehrentheils aber du sagen; so kömmts auf den Grad der Vertraulichkeit an, darinn sie reden.

Uebri=

Uebrigens kann ich der Vorsehung des besten Vaters im Himmel für den Segen nicht genug danken, den ich von dem ersten Bändchen, besonders in Absicht der Tilgung des Aberglaubens, bey vielen Kindern, selbst bey Großen und Erwachsenen, die noch Kinder am Verstande waren, und dadurch gebessert sind, gesehen habe, und wünsche von Herzen, daß auch diese neue Auflage vielen Kindern ihre Fehler abgewöhnen, und sie zum Gehorsam, zur Artigkeit, zur Bescheidenheit, und zu allen guten Sitten führen möge.

Vor der Ostermesse 1793.

In=

Inhalt.

I. Die Wohlthat einer guten Erziehung. Seite 1
II. Fortsetzung. 6
III. Fortsetzung. 11
IV. Fortsetzung. 14
V. Kindergespräch vom Frühlinge. 20
VI. Fortsetzung. 25
VII. Fortsetzung. 30
VIII. Vom nahe Aufsehen. 37
IX. Viel gelernt, und schlechte Sitten 42
X. Es ist nicht alles so, wie es scheint. 46
XI. Der Bauer und die Nachtigall. 55
XII. Die Maus und die Katze, eine Fabel. 58
XIII. Der Traum. 61
XIV. Fortsetzung. 67
XV. Fortsetzung. 72
XVI. Kleine Ursache und großer Lärm. 78
XVII. Das Osterfeuer. 84
XVIII. Das schreckhafte Kind. 90
XIX. Weihnachtsbrief eines Vaters an sein fünfjähriges Kind. 94

XX.

XX. Eine Reihe gewöhnlicher Kinderfehler. Seite 97
XXI. Das gefräßige Kind. 102
XXII. Das undankbare Kind. 109
XXIII. Fortsetzung. 114
XXIV. Fortsetzung. 119
XXV. Das dankbare Kind. 125
XXVI. Das mitleidige und gutherzige Kind. 132
XXVII. Das leichtsinnige Kind. 140
XXVIII. Das unhöfliche und unbescheidene Kind. 143
XXIX. Einige Tischregeln. 148
XXX. Das verführte Kind. 150
XXXI. Fortsetzung. 155
XXXII. Der Leichvogel. 160
XXXIII. Fortsetzung. 166
XXXIV. Der feurige Drache. 174
XXXV. Fortsetzung. 180
XXXVI. Fortsetzung. 185
XXXVII. Der Donnerkeil. 193
XXXVIII. Das Alpdrücken. 202
XXXIX. Gefährliches Naschwerk und Spielzeug der Kinder. 210
XL. Gefährliche Kinderspiele. 216

XLI.

XLI. Fortsetzung Seite 224
XLII. Verzeichniß einiger gefährlichen Kinderspiele. 229
XLIII. Am Geburtstage der Mutter von einem guten Kinde. 230
XLIV. Man muß sich Zeit nehmen, wenn man was lernen will. 232
XLIII. Ein lustig Gespensterhistörchen. 235
XLIV. Das kluge Kind mit Manier und Artigkeit. 239
XLV. Vom Stricken, Nähen und Spinnen. 240
XLVI. Fortsetzung. 246
XLVII. Fortsetzung, oder Frau Orgon. 250
XLVIII. Das artig gewesene, und wieder unartig gewordene Kind. 253
XLIX. Ungehorsam straft sich selbst. 260
L, Das Blutwasser. 264
LI. Fortsetzung. 268
LII. Fortsetzung. 274
LIII. Der gottlose Knabe. 279
LIV. Fortsetzung. 285
LV. Das erste Veilchen, oder die Geschichte zweyer zärtlichen Schwestern. 289
LVI. Fortsetzung. 297

LVII. Die Langschläferin. Seite 300
LVIII. Besondere Proben der göttlichen Vorsehung in Beschützung der kleinen Kinder. 307
LIX. Fortsetzung. 315
LX. Fortsetzung. 320
LXI. Die alte Schuld, oder das vierte Gebot. 322
LXII. Fortsetzung. 326
LXIII. Fortsetzung. 331
LXIV. Der alte Mann. 335
LXV. Fortsetzung. 341
LXVI. Fortsetzung. 345
LXVII. Fortsetzung. 349
LXVIII. Fortsetzung. 353
LXIX. Todesgedanken für Kinder. 359
LXX. Der Gottesacker. 365
LXXI. Die Grabschrift eines guten Kindes. 369

I. Die

I.

Die Wohlthat einer guten Erziehung.

Wie groß die Wohlthat einer guten Erziehung sey, kann man an dem Exempel schlecht erzogener Kinder sehen.

Ein guter ehrlicher Bauerknabe, Namens Töffel, kam neulich mit seinem Vater zum erstenmale in die Stadt. Er war wohl schon zehn Jahre alt. Der Vater nahm ihn mit in das Haus, wo er Pacht bezahlen wollte, und worinn ein Häufchen artiger wohl erzogener Kinder war.

Als er in die Stube trat, gieng Fritze um ihn herum, und besahe ihn, wie ein Meerwunder. „Wo kömmst du her?“ Von Dörpe, war die Antwort. „Wie heißest du denn?“ Eck — Eck? hete Töffel. Da lachte Fritze erschrecklich, und rief die andern Kinderchen. „Kommt, kommt geschwinde, wenn ihr was „sehen wollt.“ Was denn, Brüderchen? fragte Hannchen. „Was recht lustiges. „Ihr lacht euch krank.“

Mit großen Augen kamen sie in des Vaters Stube. Da saß der Bauerjunge da, wie ein Stock, und gaffte alles an. Denn es war ihm alles neu: der große Spiegel, die Wanduhr, und dergleichen. Die Kinder betrachteten ihn von allen Seiten — thaten hundert Fragen an ihn, die er aber nicht verstand.

Die Mutter gab ihm eine Semmel; die aß er, wie gewisse Thierchen im Stalle. Dabey schnaubte er auf, daß mans in der ganzen

Stube

Stube hören konnte. Die Nase wischte er sich mit dem Rockärmel ab, und mit den Fingern schnäuzte er sich. Als ihm noch eine Semmel angeboten wurde, sagte er: Eck mag nich meh. Da lachten die Kinder gewaltig. Das verdroß ihn, und er schalt sie aus. Da lachten sie noch mehr.

Der Vater aber sagte: Ja! dat is by uns nich anders. Wei könnt de Kinger nich so klauk erteien — Fritze holte ein Buch, und der Junge sollte lesen. Er konnte aber kaum ein Paar Buchstaben nennen. Das Spiel wurde zu arg, und der Vater mußte seine Kinder aus der Stube gehen heißen.

Als Töffel weg war, ließ der Vater seine Kinder wieder in die Stube kommen, und sagte: War das wohl recht, daß ihr den armen Jungen so auslachtet? Was kann der dafür, daß er so schlecht erzogen ist? Seine Aeltern wissen es nicht besser. Wäret ihr von

Bauern geboren, so wäret ihr auch Bauernkinder — so wärest du, Fritze, nichts anders, als was Töffel ist, den du so zum Besten hattest.

Da könnt ihr nun sehen, was es für eine Wohlthat sey, das ihr nicht im Bauernstande geboren seyd, und daß ihr so gute Aeltern habt, die so viel an eure Erziehung wenden.

Solche Leute aber, als die Bauersleute, müssen auch seyn. Sonst müßten wir selbst alle grobe Arbeit thun, die sie für uns verrichten. Es ist denn doch angenehm, wenn ein solcher Mann da in seinem leinenen Kittel, und einem großen Dornstocke in der Hand, ein hundert Thälerchen in schönen blanken Pistoletten bringt, die er übrig hat von seinen mir abgepachteten Aeckern, welche er mit saurem Schweiß hat pflügen, düngen und besäen müssen.

Thut das nicht wieder, einen dummen Bauerjungen auszulachen. Eher solltet ihr Mitleiden mit ihm haben, als seiner spotten. Denn das verdient er nicht. Das verdient ein Stadtkind weit eher, wenn es eine gute Erziehung hat, aber doch faul, unreinlich, nachläßig und unhöflich ist, oder die gute Erziehung übel anwendet. Manches Bauerkind hat oft ein weit besser Herz, und ist seinen Aeltern gehorsamer, als manches wohl erzogene Stadtkind, welches das viele Gute nicht erkennet, das an ihm geschiehet.

Bedenkt einmal, wenn ich und eure Mutter bald stürben, und ihr müßtet unter andere Leute. Vermögen lasse ich euch nicht. Das wißt ihr. Ich wende alles an eure Erziehung. Wie würde es euch denn gehen? Würdet ihr nicht bald Töffel werden?

Wohl erzogene Kinder müssen Bauerkinder, oder andere schlecht erzogene Kinder nicht

ausspotten, oder verachten; sondern vielmehr daraus die Wohlthat ihrer guten Erziehung, mit desto grösserem Dank, erkennen.

II.

Fortsetzung des ersten Stücks.

Von der Wohlthat einer guten Erziehung.

Was machten nun wohl die Kinder, da sie das von dem Vater gehört hatten? Sie wurden dadurch so sehr gerührt, daß sie dem Vater um den Hals fielen, und ihm für alles Gute herzlich dankten. Ja! Dorchen wurde so wehmüthig, daß es hinter Töffeln herlaufen, und es ihm abbitten wollte.

Des Abends nach Tische kamen sie wieder auf Töffeln zu reden. Der Vater setzte sich aufs

aufs Kanapee, und die Kinder traten um ihn herum, weil sie merkten, daß der Vater Lust hatte, zu erzählen.

Kinder! sagte der liebe Vater, ich will euch etwas erzählen: eine ganz sonderbare Historie von zwey kleinen wilden Mädchen, daraus ihr noch mehr lernen sollt, daß eine gute Erziehung für euch die allergrößte Wohlthat sey, und auf derselben alles beruhe, wenn der Mensch soll verständig, menschlich, gut und tugendhaft, — und nicht noch unter die Thiere erniedriget werden.

Da horchten die Kinder hoch darauf, als sie von den wilden Mädchen hörten.

Es war einmal ein Edelmann in Frankreich, bey Chalon in Champagne, wo die Marne fließt — Fritze, du kannst es morgen auf deiner Landcharte aufsuchen — Es hat sich wirklich zugetragen. Dieser Edel-

mann gehet auf die Jagd an dem Flusse herunter, und siehet in der Ferne im Rohre zwey schwarze Dinger auf- und niedertauchen. Er schießt hin. Husch sind die Dinger unter das Wasser, kommen aber an einem andern Ende wieder vor. Da dachte er, es wären Wasserhühner, die auch eine Strecke unter dem Wasser hinfahren, wenn sie verfolgt werden.

Wie erschrack er aber, als diese ihm unbekannten Kreaturen ans Ufer hinplatschten! Er versteckte sich im Buschwerke, und schlich sich näher heran. Da sahe er, daß es zwey wilde Mädchen von ohngefähr zehn Jahren waren.

Fritze fiel hier ins Wort, und sagte: Das waren dir wohl solche Dinger, wie du Lotte. Denn du bist auch nicht sachte, wenn du gehst. „Ja! du magst dich hermachen. In zwey Sätzen die Treppe herunter. Du hörst ja wohl

wohl, daß die Mädchen im Wasser, und ganz wild waren. Das bin ich doch nicht.“

Wenn ihr so wollt, sagte der Vater; so muß ich aufhören. Spöttereyen über einander erbittern Geschwister leicht, und verderben ihre Herzen. „O nein! Väterchen, riefen sie alle. Wir wollen gerne stille seyn.“

Die beyden wilden Mädchen konnten schwimmen, wie die Fische. Am Ufer fraßen sie die Fische, die sie gefangen hatten. Sie hatten schwarze krause Haare auf dem Kopfe, und waren noch ganz mit Moder überzogen. Zuweilen gaben sie einen hellen Laut von sich, wie die Wasservögel.

Konnten sie denn nicht sprechen? fragte Fritze.

Das wirst du hernach wohl hören. Jetzt gieb nur Achtung auf das, was ich erzähle.

Bey den Fischen veruneinigten sie sich. Das eine schlug das andere mit einer kurzen

dicken Keule auf die Hand; dieses aber schlug das andere mit seiner Keule gerade vor den Kopf, daß das Blut herunterlief, und es an die Erde fiel. Als es das sahe, mochte es ihm doch leid thun. Geschwinde liefs nach dem Wasser, holte Frösche, riß die Haut ab, und legte sie auf die Wunde, das Blut zu stillen. Wo mogte es das gelernt haben? Durch die Erfahrung, meynte Dorchen. Richtig. Nun weiter. Das geschlagene erholte sich, und gieng wieder ins Wasser; das andere nach einem nahe gelegenen Dorfe.

Für diesmal aber genug, und gute Nacht. Morgen Abend will ichs auserzählen.

Die Kinder hätten gerne noch zugehört; aber der Vater sagte: Ihr habt hieran heute genug zu überlegen, ob ihrs besser habt, als diese beyden armen wilden Mädchen.

III.

Fortsetzung des zweyten Stücks.

Von der Wohlthat einer guten Erziehung.

Als der Abend kam, und bald abgegessen war, sahen die Kinder den Vater schon darauf an, ob sie noch nicht aufstehen wollten. Endlich erscholl das angenehme Wort: Aufgestanden. Da flog alles nach dem Vater zu, und sie trugen ihn bald hin zum Kanapee, wie die Kinder im Robinson den Vater nach der Laube schleppten.

Das eine Mädchen, sagte ich doch zuletzt, gieng in ein nahe gelegenes Dorf. Da dachten die Leute, es wäre ein Spuk, und hetzten einen großen Hund mit einem Stachelhalsbande auf dasselbe los. Baf! kriegte er mit der Keule eins vor den Kopf, daß er da lag.

O!

O! riefen die Kinder, über das beherzte Mädchen!

Hierauf lief es wieder aus dem Dorfe nach dem Flusse zu, und kletterte am Ufer auf einen hohen Baum. Dieser wurde mit Wache besetzt, und des andern Morgens, da es der Hunger heruntertrieb, nahm man es gefangen. Hieraus seht ihr schon, daß es nicht klug genug war, seinen Verfolgern zu entgehen. Gieng es wieder ins Wasser, so war es gerettet.

Sechs starke Männer hatten genug zu thun, ehe sie es zwingen und binden konnten. Wie stark macht nicht die freye wilde Natur? Als es gefangen wurde, heulte es, wie ein Wolf im Walde. Es lag wohl sechs Tage gebunden, und grunzte immer vor sich hin. Da man glaubte, daß es durch Hunger zahm geworden wäre, band mans los, und zeigte ihm was zu essen. Es fiel gierig

rig drüber her; brach es aber wieder weg, weil es warm und gekocht war. Nun gab man ihm rohe Fische. Diese bekamen ihm wohl. Es soll doch nachher wieder entwischt, und davon gelaufen seyn.

Man hat aber auf keine Weise erfahren können, wie diese beyden Mädchen in die Wildniß gerathen waren. Doch muß es früh in der ersten Kindheit geschehen seyn, weil sie der Wildheit schon so gewohnt waren. Sprache, Verstand, alles fehlte ihnen. Denn sie hatten nie reden gehört. Es waren also nichts anders, als Thiere in Menschengestalt.

Was sagt ihr nun, lieben Kinder: was denkt ihr bey dieser Geschichte? Ich gebe euch Zeit bis morgen Abend, euch davon unter einander zu unterreden. Dann wollen wir weiter davon sprechen.

IV.

Fortsetzung des dritten Stücks.

Von der Wohlthat einer guten Erziehung.

Vater.

Was meynst du, Lottchen? Du bist just zehn Jahre alt. Wolltest du dich wohl mit diesem wilden Mädchen aufgenommen haben?

Lottchen. Ich zittre und bebe, lieber Vater! wenn ich nur an das Wasser, an die Fische, an den großen Hund gedenke: oder, wenn ich eine Nacht ohne Kleider, unter freyem Himmel, auf einem hohen Baum zubringen sollte.

Dorchen. Ich friere schon vor dem bloßen Gedanken.

Fritze.

Fritze. Ja! du auch. Du bist so wie Buttermilch. Das wollte ich noch wohl aushalten.

Vater. Seht mir doch den Held an. Nu, den muß ich fest halten. Fritze, Fritze, wie stehts aber ums Herz, wenn der große Hund kåme, oder wenn das Herrchen in die Elbe wandern sollte?

Dorchen. Stille, stille! Daran hatte mein Fritzchen nicht gedacht.

Vater. Fritze soll uns doch sagen, was dies wilde Mådchen vor euch — und was ihr vor ihm voraus habt?

Fritze. Das will ich ihnen gleich sagen. Es konnte nackend gehen — rohe Fische essen — in dem tiefsten Wasser schwimmen und zurechte kommen — Tag und Nacht unter freyem Himmel liegen — auf die höchsten Båume klettern, wie eine Katze — Frost und Kålte — — alles ertragen — Es hatte vor nichts eine Furcht, schlug den großen Hund

todt —

todt — Das alles kann ich nicht. Auch nicht eins von allen. Wills nur gestehen.

Dorchen. Ha! ha! ha! Da kommen wir her. Das dachte ich wohl, daß es so kommen würde, wenn dir der Vater näher auf die Haut gienge.

Vater. Getroffen, recht gut getroffen, Fritze. Das ist wahr. Das alles hat das wilde Mädchen vor euch voraus; aber woher mag das kommen?

Fritze. Das weiß ich nicht.

Lottchen. Das weißt du nicht? Weil es von Kindheit an in der Wildniß gewesen war. Da mußte es sich wohl nach Nahrung umsehen. Da probirte es alles. Da lernte es auch alles aus purer Noth. Da wurde es so hart, daß es alles ausstehen konnte, alles gewohnt wurde. Und da wurde es auch so wild, daß es nichts fürchtete. So stelle ich mir die Sache vor.

Vater. Weil es keine Gefahr kannte, willst du sagen. Ganz recht, meine Tochter. Fritze, kannst du das nicht begreifen?

Fritze. O ja! nun recht gut.

Vater. Wolltest du aber wohl mit dem wilden Mädchen tauschen? Es ist doch schön, wenn *man* so *alles* ertragen kann, immer gesund ist, sich vor nichts fürchten darf, und alles hat, was man braucht.

Fritze. Das ist es wohl; aber ich mag doch nicht tauschen. Es war denn doch bey dem allen ein elendes wildes Mädchen, und ärger *als ein* Thier.

Vater. *Nein!* mein Sohn. Es war ja ein Mensch, wie du bist.

Fritze. Aber ich bin doch ein ganz anderer Mensch, wenn ich gleich das alles nicht kann.

Vater. Warum denn das, lieber Fritze? Das möchte ich wohl von dir hören, und würde mich freuen, wenn du es träfest.

Lottchen. Lassen Sie mich, Vater! Lassen Sie mich.

Fritze. Nein! ich wills sagen.

Vater. Von dir, Lottchen, glaub' ichs schon; aber laß Fritzen einmal seine Weisheit auskramen. Sage an.

Fritze. Darum bin ich ein ganz anderer Mensch, weil ich sprechen, lesen, schreiben kann, und viel verständiger bin, als das dumme Mädchen. Wäre ich in seiner Stelle gewesen, ich wäre nicht auf den Baum, sondern gleich wieder ins Wasser gegangen. Sie hätten mir wohl sollen vom Leibe bleiben.

Lottchen. Ein Wörtchen, lieber Vater!

Vater. Was denn?

Lottchen. Sie wollten doch eigentlich wissen, was wir vor dem wilden Mädchen voraus hätten? Ach! die gute Erziehung, und den Verstand. Wenn die Leute im Dorfe nicht Verstand gehabt hätten, so hätten sie

das

das wilde Ding nicht einmal fangen können.

Vater. Da hast du Recht, meine Tochter! und ich bitte euch gar sehr, lieben Kinder! lernt ja die Wohlthat einer guten Erziehung recht dankbar erkennen. Ohne Erziehung wächst der Mensch auf wie ein Thier, wie ihr an dem wilden Mädchen sehet. Er kann nicht einmal seine Zunge und Sprache gebrauchen. Der Verstand kann nicht aufkommen. Er bleibt ein Thier.

Lottchen. Herzensvater! wir wollen das Gute nicht vergessen, das Sie an uns thun. Ach! Gottlob, daß wir durch unsere lieben Aeltern vernünftige Menschen sind!

Fritze. Und durch sie so viel Gutes lernen — so viele Wohlthaten der Kleidung, gesunder Speisen, Bequemlichkeit, und so viele andere Freuden haben.

Dorchen. Gott vergelte es ihnen.

V.

Kindergespräch vom Frühlinge.

Fritze.

Das ist doch Schade, daß es nicht mehr so recht schneyen und frieren will. Ich bin dem Winter gar zu gut.

Dorchen. Das wollte ich wohl rathen, warum du dem Winter so gut bist: daß du brav schlickern und auf dem Schlitten fahren kannst? Sonst wüßte ich doch eben nicht, warum du den Winter so lobest. Ich freue mich auf den schönen May. O! wenn er doch nur erst da wäre.

Fritze. Wie kannst du doch meine Gedanken errathen? Just das wars. O! geh mir mit deinem May. Da lauft ihr Mädchen nach den Blumen, nach der Nachtigall, und nach solchen Possen. Da muß ich schon früher

her aufstehen, als sonst. Und das liebe Bette — Wenns Mittag wird, da donnerts wohl gar, daß ich in den Keller kriechen möchte. Ich lobe mir den Winter. Der ist noch einmal so gut. Wenn ihr da in den Ofen kriechen wollt, so spanne ich mich mit einer Rotte Jungen vor den Schlitten. Heysa! da gehts über Stock und Block.

Lottchen. Mich wunderts, Dorchen! daß du dich mit dem unempfindlichen Jungen abgiebst. Er weiß nichts von dem, was schön und angenehm ist. Stiefeln, ein Paar rauhe Handschuhe, Peitsche und Schlitten — das ist was für ihn. Fritze, du möchtest nur ein Postillion werden.

Fritze. Was gehts dich an, Lotte? Bleib du bey deinen Püppchen. Küsse du deine Märzblümchen und Veilchen, so viel du willst. Ich küsse mir meinen Schlitten.

Lottchen. Auch den Schnee, wenn du manchmal hineinpurzelst.

Fritze. Ja! da würdest du dich anstellen. Das möchte ich wohl einmal sehen: Ha! ha! ha!

Dorchen. Ich gönne dir deine Lust gerne, lieber Fritze: auch daß du dem Winter so gut bist. Du hast eine schöne warme Stube, ein weiches Bette, ganze Strümpfe und Stiefeln, gute Winterkleider — und, wenn du des Abends von deiner Schlittenfahrt kömmst, ein warmes Süppchen. Nicht wahr? Da hat denn das Herrchen gut thun.

Fritze. Soll ich das nicht haben? Bin ich nicht so wohl Kind im Hause, wie du? Was mag das Mädchen wollen?

Dorchen. Warum das nicht? Ich will dirs nicht nehmen. Wenn du aber ein armes Kind wärest, — keine ganze Schuhe, Strümpfe und Kleider — oft kein Hemde auf dem

Leibe hättest — wenn du dich des Abends mit Brod, Käse und kaltem Wasser behelfen — und denn noch dazu auf dem Boden auf Stroh, unter ein Paar alten Lumpen schlafen müßtest, wo der Wind brav durchsauset, und dir der Schnee um die Ohren flöge — da würde mein Fritze ganz anders sprechen, und den Winter nicht so loben.

Fritze. Was gehen mich die armen Kinder an? Die laß frieren.

Dorchen. O Fritze!

Lottchen. Sagte ich dir nicht, Dorchen, du solltest ihn laufen lassen? Er hat ein hartes Herz.

Dorchen. Pfuy! schäme dich, Fritze, in deine Seele. Wer wird gegen arme Kinder so unbarmherzig seyn? Sinds nicht so wohl Menschen, als wir? Und der Vater sagt uns immer: wir sollen keinen verach-

ten. Aber eins will ich dir nur noch sagen. Da bist du gestern Abend wieder auf dem Teiche gewesen, und hast geschlickert. Ich weiß alles. Der Vater hat dirs so oft verboten. Wie leicht kann das Eis brechen! so bist du weg. Wirst du das nicht bleiben lassen, so muß ichs dem Vater sagen. Diesmal aber will ichs noch nicht thun.

Fritze. O! bitte, bitte, liebes Dorchen, sag' es doch nicht. Ich wills nicht wieder thun.

Lottchen. Seht doch, wie er nun bitten kann.

Fritze. Wenn ihr sonst nichts wollt, als mich angeben, so könnt ihr laufen. Fort! Es scheint, als ob es thauen wollte. Noch einmal muß ich recht Schlitten fahren.

VI.

Fortsetzung des fünften Stücks.

Dorchen.

Wenn wir doch könnten erst wieder in den Garten kommen! Bald, bald wird der Schnee weg seyn.

Lottchen. Ich bin schon drinn gewesen, und habe Märzblümchen gepflückt.

Dorchen. Ach! die allerliebsten Blümchen! Und hast mir keine davon gegeben?

Lottchen. Du weißt, Schwesterchen! daß ich dir von allem gebe, was ich habe. Aber diese hatte ich für unsere liebe Mutter gepflückt, und ihr ein Sträuschen davon gebunden. Ach! ich habe ja sonst nichts, was ich ihr für ihre Treue gegen mich wiedergeben könnte. Wir haben eine gar zu gute Mutter.

Dorchen. O! das hätt' ich auch gerne gethan. Nicht für mich hätt' ich sie haben wollen. Hättest du mir nur ein Paar gegeben. Du hast dir eine große Freude, mir aber eine große Traurigkeit gemacht.

Lottchen. Das dauert mich denn doch. Komm, liebes Kind, wir wollen zusehen, ob nicht noch ein Paar da sind.

Dorchen. Was kann mir das nun helfen? Du hast doch die Freude zuerst gehabt. Daß ich daran auch nicht eher gedacht habe!

Lottchen. Gieb dich zufrieden. Die Mutter wirds eben so gut aufnehmen, als hättest du ihr die Blümchen mit mir zugleich gebracht.

Dorchen. Nun das ist schön. Komm, komm nach dem Garten. Da stehen denn doch noch ein Paar. Ueber die niedlichen Blümchen! Ich bin den Blümchen gar zu

gut.

gut. Sie stehen da so frisch im Schnee — weiß, wie der Schnee, und fühlen keine Kälte. Andere Blumen können das nicht ertragen. Und es sind die ersten, ach die ersten! Dann ist der Winter bald, bald vorbey. Die rechten Frühlingsbothen. Dann kömmt der schöne Sommer. Heysa! lustig, da wollen wir recht springen. Ach wenn sich doch Mütterchen nur noch ein Bißchen über meine Blümchen freuen möchte!

Lottchen. (zur Mutter heimlich)

Liebes Mütterchen! Dorchen ist herzlich betrübt, daß ich Ihnen die ersten Blümchen gebracht habe. Es hat aber noch ein Paar gefunden. Die wird es Ihnen gleich bringen. O! freuen Sie sich doch darüber. Hören Sie wohl? Thun Sie es mir zu Gefallen.

Mutter. Das gute Kind! Und du, liebes Lottchen, komm her, laß dich küssen, daß du Dorchen auch noch eine Freude gönnen

willst.

willst. Ich will mich recht freuen. Sorge nicht. Du sollst es sehen.

Dorchen. Da, liebstes Mütterchen! noch ein Paar von den ersten Blümchen für Sie. Aber ich komme leider zu spät. Bloß für Sie habe ich sie gepflückt. Nehmen Sie hin, beste Mutter! Ich wollte Ihnen auch gerne dankbar seyn, für das viele Gute, das Sie an mir thun. Habe sonst nichts, gar nichts, ich armes Kind!

Mutter. Gieb her, liebes Mädchen! Sie sind mir so lieb, als die ersten, die Lottchen brachte. Dein gutes dankbares Herz kömmt mir nicht zu spät. Gleich, Sophie, ein Glas mit Wasser her, daß ich sie einsetze, und dem Vater zeige. Wie doch der liebe Gott für diese Blümchen im Schnee gesorget, und sie erhalten hat! So sorgt er noch durch mich für dich. Deine Dankbarkeit ist mir sehr lieb. Du wirsts auch

wohl gegen Gott seyn, der nun bald wird den schönen Sommer kommen lassen, daß du dich recht freuen kannst. Aber zur Belohnung, daß du so dankbar an mich gedacht hast, sollt ihr heute Nachmittag zusammen in den Garten vor dem Thore gehen.

Dorchen. Nun bin ich zufrieden, Lottchen. Freue dich mit mir. Mütterchen hat meine Blümchen nicht verachtet. Wir sollen in den Garten gehen, und die Kleinen mitnehmen.

Lottchen. Ich bin schon da. Fritze, willst du auch mit? Kommt, Ludchen und Rieckchen, ihr sollt auch mit. Ach! was ich froh bin, daß ich einmal wieder in die freye Luft komme.

VII.

Beschluß des sechsten Stücks.

Dorchen.

Ich muß doch einmal nachsehen, was meine im Herbst gepflanzte Bäumchen machen. O! sieh doch, Lottchen! Da stehen sie so frisch, als wenn kein Winter gewesen wäre. Der liebe Gott hat sie auch erhalten.

Fritze. Und ich will sehen, ob schon Maykäfer und Frösche da sind.

Dorchen. Wo wollen die schon herkommen. Es ist ja noch nicht im May. Du fragst doch bloß darnach, damit du was zu quälen hast.

Fritze. Recht will ich die braunen Husaren dressiren, wenn sie nur erst da sind.

Ludchen. Da hüpft schon ein Frosch.

Fritze. Wo? wo? Warte, dich will ich belauren.

Lott-

Lottchen. O! thue ihm nichts, Fritze! ich bitte dich gar zu sehr. Das arme Thier hat dir ja nichts gethan. Es ist kaum erst wieder lebendig worden, und soll schon wieder sterben.

Fritze. Er soll sterben — Schau her. Ratsch! ratsch! wie ich ihn mit der Gerte zerhaue. Da hängen die Gedärme heraus. Er huckt doch noch fort. Warte, willst du kuschen!

Dorchen. Das arme Thier! Geduld! Das werde ich dem Papa sagen, daß du immer noch so grausam gegen die Thiere bist. Hast du schon vergessen, was der Papa neulich sagte, da du eine Maus so quältest? Wer gegen die Thiere grausam ist, der wird es auch einmal gegen die Menschen seyn. Du hast uns unsere ganze Lust verderbt. Nicht genug, das Thier zu quälen. Du hast auch uns gequält, daß wir die Marter haben mit ansehen müssen.

Lottchen. Komm, Dorchen! Es ist ein häßlicher Junge. Mir thut das Herz im Leibe weh. Ich kann den Anblick nicht länger ertragen. Hat der liebe Gott darum den Frosch den Winter durch erhalten, und wieder aufleben lassen, daß du ihn so martern und zerhauen sollst?

Fritze. Laß die Kröte liegen. Was ist doch an einem Frosche gelegen?

Lottchen. Wenn du mehr an den lieben Gott dächtest, der die Thiere zum Nutzen der Menschen so wunderbar erhält; so würdest du nicht so sprechen. Doch mit dir ist nichts anzufangen. Komm, Dorchen! wir wollen ein Bißchen ans Wasser gehen.

Dorchen. Du sagtest ja vorher: der Frosch wäre wieder lebendig geworden. Ist er denn todt gewesen?

Lottchen. Du warest nicht dabey, als uns neulich Abend unser Lehrer so viel Artiges

ges von der Fürsorge des lieben Gottes für die Thiere im Winter erzählte, daß ich bis in die Nacht hätte zuhören wollen. Da sagte er auch, daß die Frösche im Winter unten auf dem Boden im Wasser oder in Höhlen unter dem Ufer lägen, und todt wären.

Dorchen. Wie können sie denn wieder aufleben?

Lottchen. Nicht ganz todt; sondern, als wenn sie schliefen. Im Frühlinge aber, wenn das Eis weg wäre, wachten sie wieder auf, und würden lebendig.

Dorchen. Das ist doch artig. Nun dauert mich der arme Frosch noch mehr.

Lottchen. Einige Schwalben sollen es auch so machen, und sich im Herbst haufenweise ins Wasser stürzen; andere aber wegziehen.

Dorchen. Das sind aber Vögel. Die haben eine andere Natur. Ich dächte, sie müßten im Wasser verfaulen.

Lottchen. Es kann ja nur so scheinen. Sie können sich vielleicht im Schilf und in Höhlen verstecken, und darin überwintern. Man sagt es so.

Dorchen. Horch! da oben über uns. Siehe da! Willkommen, das erste Schwälbchen! Wo mag das gesteckt haben? Schliwick! da fliegt es hin.

Rieкchen. Kommt einmal hierher. Was da an der Laube sitzt? Eine kostbare Fliege.

Lottchen. Stille, stille! Das ist die schöne blau- und rothe Goldfliege. Dich hab' ich längst gerne in mein Kästchen haben wollen.

(Fritze schlägt mit dem Huthe darnach und sagt: da hast du sie, und lacht sie aus).

Lott-

Lottchen. Es ist ein rechter Schadenfroh. Wo er einem Tort thun kann, das thut er nicht mehr, als gerne. Wie würde dir das gefallen? Wir werden diesen Abend genug zu erzählen haben.

Dorchen. Komm, Lottchen! wir wollen nach Hause gehen, und ihn niemals wieder mitnehmen.

Mutter. Kommt ihr denn schon wieder, lieben Kinder? Es ist doch wohl nichts vorgefallen? Ihr seht mir aber nicht so recht vergnügt aus.

Lottchen. Das wüßte ich eben nicht.

Dorchen. Ich auch nicht, liebe Mutter!

Mutter. Nein! das ist nicht richtig. Nur heraus damit. Gewiß hat euch Fritze wieder alle Lust verderbt. Der Bösewicht!

Lottchen. O Herzensmutter! ärgern Sie sich doch nicht. Sie wissen, daß wir nicht gerne angeben: hätten auch nichts ge-

sagt, wenn sie es nicht befohlen hätten. Er hat einen Frosch elendiglich zerhauen — die schönen Fliegen verjagt, die wir fangen wollten, und uns allen Tort gethan.

Dorchen. Ja! ich muß es auch gestehen. Fragen Sie nur Hannen.

Mutter. Wo ist Fritze? Was hast du heute wieder für gottlose Streiche gemacht? Diesen Abend geht der Herr ohne Essen zu Bette, und morgen wird ihm sein Hündchen, sein Vogel, sein Schlitten, und alles weggenommen.

Fritze. Ach Mama! warum denn? ich bin grausam hungrig. Ich habe ja nichts gethan. Die Mädchen lügen.

Mutter. Fragst du — lügst du noch lange? Wie dir das gefallen wird; so gefällts den armen Mädchen, wenn du ihnen ihre Frühjahrslust verdirbest.

VIII.

Vom nahe Aufsehen.

Es ist ein großer Fehler, wenn sich die Kinder bey dem Lesen und Schreiben so gewöhnen, daß sie zu nahe oder zu dichte aufsehen, und mit den Augen auf dem Papiere liegen. Sie haben davon einen doppelten Schaden. Erstlich, daß sie sich die Brust zusammendrücken, welches überaus schlimme Folgen hat. Zweytens, daß sie sich gar bald kurzsichtig gewöhnen.

Denn wenn man mit den Augen zu dichte aufliegt, und sich gewöhnt, alles nur ganz nahe zu besehen; so öffnet sich der Stern, oder die Pupille im Auge zu stark. Und wenn das zu oft geschiehet; so bleibt sie zu weit offen stehen, daß man die Dinge in der Ferne nicht deutlich mehr erkennen, und bloß nur in der Nähe sehen kann.

Das sieht erstlich schlecht aus, wenn man alles so dichte vor die Augen halten muß. Das ist zweytens sehr beschwerlich und unangenehm, wenn man in der Folge nur halb sehen kann, und, wenn man mit einem über die Straße geht, immer fragen muß: wer ist der, der da herkömmt, oder der da im Fenster sitzt? Das bringt einen drittens um manches Vergnügen der schönen Natur, welches diejenigen genießen, die gut in die Ferne sehen können. Denn diese sehen zwanzigmahl mehr Schönes auf dem Felde, als diejenigen, welche kaum drey Schritte vor sich etwas erkennen können.

O Kinder! glaubt das eurem Vater, dem es Niemand in seiner Jugend gesagt hat, und der mit Schaden klug geworden ist. Euch wirds gesagt. Ihr werdet gewarnet. Hütet euch, daß ihr euch durch diesen schlimmen Gewohnheitsfehler nicht muthwillig um eure

eure gesunden Augen bringet. Ihr gäbet hernach wohl viel drum, wenn ihr eure Augen wieder gut machen könntet. Aber dann ist es zu spät, und nicht mehr zu ändern.

Ich bitte dich gar zu sehr, sagte der Vater oft zu Karln: lege dich nicht so dichte mit den Augen drauf, wenn du liesest, oder schreibest. Kannst du denn etwa nicht mehr sehen?

Karl. O ja! dort an der Stubenthür will ichs lesen.

Vater. Wenn du das kannst, warum liegst du denn so dichte auf? Desto mehr bist du schuldig, deine gesunden Augen zu erhalten.

Karl. Verderbe ich sie denn durchs dichte Aufsehen?

Vater. Allerdings. Du wirsts gewiß bereuen, wenn du nicht folgest. Siehe einmal Bernhards Fritzen an. Der arme

Junge hat sich nun einige Jahre schon so gewöhnt, daß er auf zwanzig Schritte fast gar nichts mehr erkennen kann. Ist das nicht traurig?

Karl. Das sollte ich gemerkt haben. Ich gieng gestern mit ihm über die Straße. Da saß gegen über ein Hündchen am Fenster. Gleich nahm er den Huth ab. Als ich fragte: wen grüßest du denn? „Da gegen über sitzt einer im Fenster.“ Es ist ja ein Hund, sagte ich. Da war er ganz roth im Gesicht. Das soll mir eine Warnung seyn.

Vater. Als wir neulich den Springern auf dem Markte zusahen, da fragtest du mich: Warum so viele junge Herren, die bey uns herumstanden, durch die Gläser guckten? Bloß deswegen, weil sie sich in der Jugend durch das dichte Aufsehen die Augen so verdorben haben, daß sie nun

Gläser brauchen müssen, wenn sie etwas deutlich in der Ferne sehen wollen. Haben sie nun einmal das Glas vergessen; so haben sie auch das Auge zu Hause gelassen.

Karl. O Vater! das ist schlimm. Ich wills gewiß nicht wieder thun.

Vater. Als wir neulich auf der Jagd waren, so kam der Jäger, und sagte: Er hätte wohl auf hundert Schritt einen Hirsch mit zwölf Spitzen an seinem Geweihe gesehen. So weit und scharf konnten wir nicht sehen.

Karl. Ja! ich besinne mich. Ich wunderte mich noch sehr darüber, daß der Jäger so weit sehen konnte.

Vater. Diese Leute gewöhnen sich von Jugend auf, alles in der Ferne zu sehen. Daher können sie auch von weitem alles deutlicher erkennen, als viele andere. Du siehest daraus, daß man das Auge

gewöhnen und verwöhnen kann, wie man will.

Karl. Nun! Sie sollen sehen, daß ich meine Augen gewiß nicht mehr verderben will.

Vater. Das thue doch ja, lieber Sohn! um dein selbst willen. Das Auge ist ja der edelste Theil deines ganzen Körpers. Es ist des Leibes Licht. Ein blinder Mensch ist der elendeste unter der Sonne. Schone ja deiner gesunden Augen, und verdirb sie nicht muthwilliger Weise durch das dichte Aufsehen.

IX.

Viel gelernt, und schlechte Sitten.

Lorenz hatte einen überaus guten und fähigen Kopf. Er konnte in kurzer Zeit alles fassen und begreifen. Lesen, Schreiben

ben und Rechnen war ihm wie nichts. Er lernte fleißig und gern. Er lernte viel, und mehr, als andere Kinder in seinen Jahren.

Das war gut, und sehr zu loben. Aber eins fehlte ihm. Bey allem seinem Lernen hatte er sehr schlechte Sitten, und eine recht grobe bauernmäßige Aufführung. Er legte sich allerwegen, wo er war, auf die Stühle, und mit den Armen auf die Tische. Wenn Leute da waren, hieng er sich an sie, oder über sie her. Nichts Bescheidenes, Sittsames und Höfliches war an ihm. Ueber Tische gab er gar nicht Achtung auf sich selbst; sondern hatte immer den Kopf voll Grillen. Das Fleisch riß er mit den Fingern entzwey, leckte sie ab, und sperrte das Maul weit auf, wenn es ihm aufstieß, daß der Schall fein höflich herausfuhr. Ueberdies war er unreinlich und säuisch. Hände und Gesicht sahen immer aus, als hätte er

in

zu der Erde gewühlt, und an seinem Munde konnte man noch sehen, was er gestern gegessen hatte.

Kurz, Lorenz hatte überaus schlechte Sitten, und war gar kein angenehmes Kind. Daher mochten ihn andere Leute auch nicht gerne leiden, wenn er gleich etwas gelernt hatte. Denn er schlug das, was er gelernt hatte, durch seine schlechten Sitten selbst wieder nieder, weil er alles so plump, so grob, so unhöflich an den Tag gab, daß mans nicht ausstehen konnte.

Heinrich, sein Bruder, war ein ganz anderes Kind. Er lernte auch sehr gut, aber nur langsamer; doch lange so viel nicht, als jener. Dagegen aber hatte er sehr feine und artige Sitten. Bescheiden, höflich, gegen Jedermann freundlich und gefällig: reinlich, ordentlich; bey Tische sittsam und mäßig. Sich selbst, und seinen Körper wußte er so

artig

artig zu tragen, daß es nicht zierig, sondern natürlich var. Jedermann mochte ihn gerne um sich haben. In Gesellschaft war er keinem zur Last, und in seinem ganzen Betragen hätte er so viel Angenehmes, daß man ihn recht lieb hatte.

Welches Kind hatte nun wohl den Vorzug? Was hilft alles Lernen und Wissen, wenn es nicht auch die Sitten verbessert, daß man in der Welt fortkommen kann? Dadurch wirds erst Weisheit.

Beyde Brüder sollten bey einem Kaufmann in die Lehre gebracht werden. Von beyden sollte er sich den aussuchen, den er behalten wollte. Was geschahe? Lorenz wurde zurückgeschickt, und Heinrich blieb da. Der Kaufmann schrieb dabey:

„Obgleich ihr Sohn Lorenz weit mehr
„gelernt hat, als Heinrich: auch
„Englisch und Französisch versteht;

so

„so kann ich ihn doch wegen seiner „schlechten Sitten nicht behalten. „Heinrich ist mir viel lieber und „brauchbarer. Ich kann ihn doch „unter Leute schicken.“

Das heißt denn wohl recht: Viel gelernt, und schlechte Sitten.

X.

Es ist nicht alles so, wie es scheint.

Lernt das ja bey Zeiten, lieben Kinder! es ist eine Sache nicht allezeit so, wie sie scheint. Der Schein ist sehr betrüglich, und diejenigen kommen manchmal schlecht weg, die sich durch den äußerlichen Schein verführen lassen.

Karl und Fritze wollten sich einmal eine Schachtel suchen. Sie störten in einem alten Küchenschranke herum. Da fanden sie ein Schächtelchen mit einem weißen Pulver. Ha! ha! sagte Karl, das ist Zucker. Gleich wurde gekostet, und alles aufgenascht. Nicht lange nachher bekamen die Kinder grausames Reißen im Leibe. Denn es war Arsenik oder Rattenpulver gewesen. Der bloße Schein hatte sie geblendet. Denn dieses Gift sieht accurat wie Zucker aus. Sie kamen kaum mit dem Leben davon.

Womit spielst du denn da, Gustchen, fragte der Vater? „Mit schönen Goldpfennigen.“ Es waren gelbe Zahlpfennige. Dem Kinde, das den Werth einer Sache noch nicht versteht, ist es einerley: es spielt mit Zahlpfennigen, oder mit Goldstücken, wenn sie nur gelb aussehen, wie Gold. Ist aber der bloße gelbe Schein, oder die Farbe das,

was das Gold zum Golde macht? Nein! nicht der Schein, sondern der innere Werth. Daher pflegt man auch im Sprüchwort zu sagen: Es ist nicht alles Gold, was glänzt, oder wie Gold aussieht.

So ist es mit vielen Dingen in der Natur. Wenn du in der Allee stehst, Fritze, und siehst herunter, so läßt es, als ob sie unten spitz zusammenliefe. Wenn du oben vom Thurme herunter siehest, so lassen die Leute unten viel kleiner, als du bist. Wenn du ins Wasser siehst, so präsentiren sich alle Thürme, Häuser und Bäume verkehrt. Wenn du des Abends auf dem Felde bist, daß die Sonne untergehen will, so ist der Schatten des Thurms wohl zehnmal länger, als der Thurm selbst ist. Dein grünes Kleid sieht des Abends bey Lichte blau, und dein blaues grün aus.

Was sind das für Gläser, sagte Dorchen, zu Fritzen, die da mit Wasser auf der Bank stehen?

Fritze. Der Vater hat sie dahin gesetzt. Sie sollen rein werden. Bleib ja davon.

Dorchen. Da unten in dem einen liegt ein schönes Käferchen. Fritze, hol es doch mit deinem Stocke heraus.

Fritze. Das will ich wohl thun.

Dorchen. Wo willst du doch mit dem krummen Stock das Ding heraus kriegen?

Fritze. Was sprichst du da? Mein Stock ist so gerade, als er seyn kann.

Dorchen. Es ist nicht wahr. Er ist so krumm, wie mein Ellbogen.

Fritze. So siehe doch her. Da hab' ich ihn herausgezogen. Wo ist er denn nun krumm?

Dorchen. Das begreife ich doch nicht. Was hab' ich denn gesehen? Im Wasser

war er ganz krumm. Du kannsts glauben.

Fritze. Wer weiß, was du gesehen hast?

Dorchen. Thue mir den Gefallen, Fritze, und stecke den Stock noch einmal ins Wasser.

Fritze. Da steckt er.

Dorchen. Nun, so komm doch her. Ich habe doch Recht. Ist er nicht so krumm, wie ein Fidelbogen?

Fritze. Ja! wirklich auch. Aber der Stock ist doch gerade.

Dorchen. Da kömmt der Vater. Hören Sie doch! Fritze will mir das absolut abstreiten. Der Stock da im Wasser wäre nicht krumm. Sehen Sie nur, wie krumm er ist!

Fritze. Er ist doch gerade, du magst sagen, was du willst.

Vater. Kinder! ihr habt beyde Recht. Der Stock ist eigentlich gerade. Da hat Fritze

Recht.

Recht. Im Wasser aber ist er krumm. Da hat Dorchen Recht.

Fritze. Wie geht denn das aber zu?

Vater. Das scheint nur so; ist aber nicht wirklich so.

Fritze. Das scheint nur so, sagen Sie? Aber ich sehe ihn doch krumm, und was ich sehe, muß doch wahr seyn.

Vater. Nein! mein Sohn. Das wirst du künftig in der Welt noch oft erfahren, daß das nicht alles wahr ist, was nur so scheint. Jetzt verstehst du das noch nicht. Daß du den Stock im Wasser krumm siehest, das kömmt von der Brechung des Lichts im Wasser gegen den Stock und dein Auge her. Daher konntest du ihn auch nicht eher krumm sehen, bis du dahin tratest, wo Dorchen stand. So eben bringt Marie kleine Fische. Laß dir einmal ein Paar geben. Wir wollen sie in dies Glas thun.

Da stehen sie nun unten im Glase auf dem Boden. Nicht wahr?

Fritze. Ja! Vater.

Vater. Nun tritt einmal hierher. Wo siehest du sie nun?

Fritze. Oben am Wasser.

Vater. Da sind sie aber nicht wirklich. Das scheint auch nur so. Du sollst es gleich sehen. Ich will nur das Glas ein Bißchen schütteln, so werden sie gleich von unten herauf kommen.

Fritze. Sieh doch! sieh doch! Das läßt ja possirlich.

Vater. Dergleichen Dinge giebt es noch mehr in der Welt, die einen falschen Schein haben, und die wir bloß durch unsern Verstand müssen unterscheiden lernen. Daher lassen sich Kinder noch so oft durch den falschen Schein verführen, weil sie noch nicht viel gelernt haben. Komm einmal mit

her.

herein. Ich will dir ein vieleckig geschliffenes Glas weisen. Gucke einmal herein.

Fritze. Ich sehe mein Gesicht wohl hundertmal. O! das ist ja was scharmantes.

Vater. Lerne daraus, mein Sohn! daß du künftig ja nicht nach dem bloßen äußerlichen Scheine urtheilest. Du wirst noch manches Unangenehme in der Welt erfahren. Das scheint dir Unglück und lauter Böses zu seyn. Und es ist doch lauter Gutes, weil es Gott so kommen läßt. Gottes Wege scheinen uns oft so krumm zu seyn, wie der Stock im Wasser, und sie sind eigentlich doch gerade, heilig und gut.

Es war einmal ein armer, armer Knabe, der früh Vater und Mutter verloren hatte. Er schien von allen verlassen zu seyn, und wußte nicht, wie er durchkommen wollte. Und siehe, es kam ganz anders, als es schien. Der Anfang seines Lebens schien

sehr krumm. Es nahm ihn ein reicher Herr zu sich. Der starb. Nun kam er zu einem Kaufmann. Der starb auch. Doch hatte er da Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. O wie kümmerlich mußte er sich manchmal durchhelfen! Er half sich aber ehrlich, ohne Trug, Diebstahl und verbotene Mittel durch. Er war fleißig und mäßig — fieng mit drey Groschen einen kleinen Handel an, und ist nun ein reicher wohlhabender Mann. Der Ausgang war gerade, wie der aus dem Wasser gezogene Stock.

Ist nun noch alles so, lieber Fritze, wie es scheint?

XI.

XI.

Der Bauer und die Nachtigall.

O! kömmst du, liebe Nachtigall?
Mit dir kömmt Freud und Lust.
Du singest Freuden überall
In meine frohe Brust.

Wo Menschen sind, da bist du gern,
Recht wie ein Menschenfreund:
Wenn irgend in der Näh' und Fern
Ein armer Bruder weint.

Da singst du denn so mild und schön,
Das einem's Herze quillt,
Und sich gar bald im Ummesehn
Die Thränenquelle stillt.

Jüngst weint ein armer Landmann sehr —
Er hatte kaum noch Brod —

Der Frohnvogt grausam hinterher—
Ach sprach er: lieber Gott!

Gieng traurig in den nahen Wald,
Wo er mit Thränen saß;
Da hört er dich, daß er gar bald
Des Weinens ganz vergaß.

Du, sprach er, liebes Vögelchen!
Das unser Herr Gott schuf,
Bist lustig, wie ein Engelchen,
Wie elend mein Beruf!

Doch zage nicht, du armes Herz!
Hier ist noch eine Hand.
Hau ab das Holz. Weg ist der Schmerz!
Denn Arbeit ist mein Stand.

Baf! Baf! giengs muthig an den Stamm,
Die Späne stoben schon.

Die Nachtigall geflogen kam,
Mit ihrem Freudenton.

Sah zu, wie saur's dem Bauer ward,
Und wie sein Schweiß hinfloß;
Sang lieblicher nach ihrer Art:
Sein Muth ward froh und groß.

Noch mal so gern arbeit ich hier,
Du machst mirs Herze froh.
Wer für dich sorget für und für,
Dem trau ich eben so.

Der dir das liebe Kehlchen gab,
Giebt Rettung in der Noth:
Nahm mir schon manche Sorge ab:
Sey Lob dem lieben Gott!

XII.

Die Maus und die Katze.

Es war einmal ein Mäuschen in einer Kinderstube, das nur des Abends vor kam, und die Krümchen von dem Butterbrode der Kinder aufsuchte.

Ein großer Kater lag auch immer in dieser Stube den ganzen Tag auf den Betten herum, und pflegte sich recht gut, wie ein Faulenzer. Des Mittags fraß er sein Süppchen so gut, wie es die Kinder hatten. Denn er war unverschämt genug, mit den Kindern in der Aeltern Stube zu Tische zu gehen. Wenn nun des Abends sich das arme Mäuschen nur blicken ließ, so paßte er auf, und wollte es fangen.

Dies war aber so schlau, daß es sich nicht weit vom Loche verstieg. Daher der Kater manchen vergeblichen Sprung that, daß die

Kinder etwas zu lachen hatten. Endlich, da er auch einmal das Mäuschen ins Loch gejagt hatte, und vor dem Loche lauerte, kehrte sich dies um, und sagte:

„Du Grausamer! was habe ich dir gethan, daß du mir so nach dem Leben trachtest? Ich thue hier keinem was zu Leide. Was nehme ich dir? Ich behelfe mich bloß mit den Krůmchen, die an der Erde liegen, und keinem zu Gute kommen. Wie gut hast du es! Und nun gönnst du mir nicht einmal die Krůmchen, die du doch nicht magst; sondern trachtest mir auch nach dem Leben. Ist das wohl recht?“

Der Kater streichelte sich den Bart, leckte seine Pfoten, und sprach: Du dumme Maus! Das verstehst du nicht besser. Das ist

ist meiner Natur, meinem Beruf gemäß, daß ich dich fresse. Komm nur heraus, so sollst du es bald erfahren.

Ists unter Kindern wohl anders? Wie manches Kind, das es recht gut hat, wird durch die zu guten Tage faul und neidisch, wie dieser Kater, und gönnt den andern die Luft und Brodkrumen nicht!

Wie manches Kind, das vornehmer und reicher ist, als andere, wird grausam und hart gegen arme und geringere, und denkt: Das ist meinem Stande gemäß!

XIII.

Der Traum.

Es war einmal ein Vater, der hatte sieben Kinder: vier Söhne, August, Jacob, Lorenz und Heinrich, und drey Töchter, Dorchen, Lottchen und Albertine.

An einem schönen Sommerabend gieng der Vater mit seinen sieben Kindern spatzieren. Es war eine angenehme Wiese, wo ein sanfter Bach herunterfloß. Da setzte sich der Vater an den Bach, und sahe zu, wie die muntere Jugend, wie die kleinen Heuschrecken, im Grase herumhüpfte. Nun, sprach er bey sich selbst, will ich doch einmal Achtung geben, was sie vornehmen. Vielleicht hab' ich hier Gelegenheit, ihre Neigungen und Gesinnungen zu erforschen.

August lief hinter die Schmetterlinge her, konnte sich sehr über ein Blümchen freuen,

nahm

nahm hernach ein Buch, setzte sich an den Bach, und las. Jacob schnitt sich Ruthen, hieb die Blumen ab, und peitschte Frösche todt. Lorenz legte sich ins Gras, starrte den Himmel an, empfand nichts, und wollte schlafen. Heinrich schlich sich herum, bald zu diesem, bald zu jenem, und suchte den andern heimlichen Tort zu thun. Dorchen hatte ihr Strickzeug bey sich, war fleißig, wandelte mit langsamen Schritten am Bache herunter, und vergnügte sich besonders an dem Fleiß der emsigen Bienen, die von einem Blümchen zum andern flogen, und ihre Höschen recht voll gefüllet hatten. Lottchen flatterte hier und da herum, und wußte selbst nicht, was es wollte. Albertine aß beständig Rosinen und Mandeln aus der Tasche, und bekümmerte sich sonst um nichts.

Der Vater saß ganz stille, und beobachtete die Handlungen seiner Kinder. Als es Zeit war, giengen sie nach Hause, und legten sich zu Bette. Der Vater aber lag noch eine geraume Zeit, und konnte nicht einschlafen. Er bat Gott, daß er doch seine Kinder segnen, und im Guten erhalten wolle. Da kam ihm auf einmal der Gedanke ein: Was wird doch aus allen den sieben Kindern in der Welt werden: wo werden sie hinkommen, und wie wirds ihnen gehen? Mit diesem Gedanken schlief er ein, und hatte folgenden Traum.

Es kam ihm vor, als wäre er noch auf der Wiese, wo er den Tag vorher mit den Kindern gewesen war. Da trat eine schöne Frauensperson zu ihm, die wie die Gesundheit aussah. Sie gab ihm die Hand, und er wunderte sich, daß sie so hart war, wider die Gewohnheit der meisten Frauenzimmer.

Folge mir, sprach sie, und nun führte sie ihn durch verschiedene Gegenden in ein angenehmes Lustwäldchen, eben da die Sonne aufgieng. Sie aber verschwand.

Voll Verwunderung gieng er da eine Weile herum, und es war ihm alles unbekannt. Endlich begegnete ihm ein Prediger mit vier gesunden und muntern Kindern. Er gieng ihm näher, und fragte, wo er wäre? „Sie sind im Thüringischen, sagte der Mann, mit einer ungemeinen Freundlichkeit, nicht weit vom Schwarzwalde, und steckte das Buch ein, wo ich nicht irre: Sulzers Unterredungen über die Schönheiten der Natur, worin er gelesen hatte.

Und was machen sie denn schon so früh hier? fragte er den Prediger. Auch die Kinderchen da — können die schon so früh aufstehen? „Ich, sagte der Prediger, habe hier eine sehr mäßige Landpfarre; aber durch

meinen

meinen Fleiß erhalte ich mich und meine Kinder sehr gut. Denn man braucht wenig, um vergnügt und zufrieden zu seyn. Sehen sie meine Hände, wie hart sie sind! Kinder! zeigt einmal eure Hände.“ Die waren auch zur Arbeit gewöhnt. „Und der liebe Gott erhält uns gesund. Alle Morgen gehe ich mit Aufgang der Sonne mit meinen Kindern hieher. Da stärken wir uns erst zur Arbeit, und loben den lieben Gott, daß er in seinen Werken so viel Schönes und Gutes für uns bereitet hat. Die Kinder laufen denn hinter die bunten Schmetterlinge her, fangen sich welche, sammlen sie sich in Kästchen, wie ich es sonst in meiner Jugend machte; ich aber erkläre ihnen dabey, wie der liebe Gott so gut und väterlich gegen alle seine Geschöpfe sey. Da leben wir denn zusammen recht vergnügt.“

Um Vergebung, fragte der Vater den Prediger, wie heißen sie denn? „Ich? August Gottlieb ****“ Wo sind sie denn her, und wer war ihr Vater? Er sagte es ihm auch. Da stand der Vater wie versteinert. Denn es war sein August, der auf der Wiese hinter die Schmetterlinge herlief. Er wollte ihn umarmen; allein er erwachte, und hatte das Kopfküssen im Arm.

Doch schlief er bald wieder ein. Da erschien ihm abermal das Frauenzimmer mit den harten Händen, und sagte: Ich bin der Fleiß. Darum habe ich so harte Hände. Deinem August wirds wohl gehen. Denn er ist fleißig. Und er wird das werden, wie du ihn gesehen hast.

XIV.

Fortsetzung des dreyzehnten Stücks.

Gleich nachher kam es ihm vor, als wäre er im Kriege auf einem Schlachtfelde. Da war ein Trommeln, Schießen, Kanoniren, Rufen und Schreyen, daß es erschrecklich war. Da lagen so viele Todte und Verwundete, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Er lief weg von dem Schlachtfelde; sah aber an einem Berge einen Verwundeten liegen, dem eine Kanonenkugel das rechte Bein weggenommen, und der sich sehr übel hatte.

Er hob ihn auf, und trug ihn ins nächste Dorf. Es war ein junger wackrer Mensch. „Ach! sagte er, hätt' ich meinen Aeltern gut gethan, so wär' ich nicht in dies Unglück gekommen. Ich war von Kindheit auf grausam gegen die Thiere. Dadurch

wurde ichs auch gegen die Menschen. Mein ganzer Sinn stand nach Krieg und Morden. Ich kam unter die Soldaten, und nun ist mirs so ergangen."

Mein Gott! sagte der Vater, ich sollte ihn ja kennen. Die Stimme ist mir so bekannt. „Ich heiße so und so" — Da wars sein Jacob, der auf der Wiese die Frösche so zerhieb. Er that einen lauten Schrey, und erwachte.

Da er bald wieder einschlief, so träumte er weiter: er wäre in einem großen prächtigen Hause. Da wurde an einer langen Tafel gespeist; hernach gespielt, getanzt, musicirt; und es war da nichts, dem Scheine nach, als lauter Freude. Im Saale aber saß ein junger ungesunder kränklicher Mensch, in einem großen Lehnstuhle, mit Küssen bedeckt, der dem allen mit der traurigsten Miene zusah, und alle Augenblicke

vor Schmerzen aufschrie. Die Bedienten brachten ihm ganze beschriebene Bogen, die er zur Erde warf, und mit Füßen trat.

Er konnte sich das alles nicht erklären, bis ein alter verständiger Mann zu ihm kam, und ihn bey Seite zog. „Sie sind, sagte er, wie es scheint, hier fremd, und wundern sich über die Wirthschaft. Der kranke Herr dort ist der faulste Mensch von der Welt, der auch gar nichts thut, als essen, trinken, schlafen. Er wurde bettelarm. Da that er von seinem Onkel aus Ostindien eine reiche Erbschaft. Aber nun wurde er ein dummer Verschwender, soff und fraß sich krank, wie sie sehen. Dennoch muß das Wohlleben fortgehen. Andere zehren ihn aus, und er hat schon so viele Schulden, daß alle Augenblicke bogenlange Rechnungen kommen, die er vor Unmuth mit Füßen tritt.“

Was ist er denn für Herkommens? fragte der Vater. Der Mann nannte seinen Namen, und setzte hinzu: Sein Vater soll ein braver Mann gewesen seyn. Gott! wie erschrak der Vater, da er erfuhr, daß es sein Lorenz war, der auf der Wiese im Grase lag, und sich vor Faulheit nicht lassen konnte. Er wollte hin zu ihm nach dem Stuhle, stolperte aber über eine Schwelle, und erwachte.

Er schlief noch einmal ein, und nun träumte ihm, daß er in einer großen Stadt die öffentlichen Häuser besähe. Er kam auch ins Zuchthaus. Da sahe er allerley Elende und Bösewichter. Unter andern einen jungen Menschen, der bey der Arbeit fast immer Schläge bekam. Warum schlägt er denn den Menschen noch? fragte er den Zuchtmeister. Er thut ja seine Arbeit. „O! sagte dieser, das ist mir der rechte. Das

ist

ist ein Erzbösewicht, der es nicht lassen kann, unter der Arbeit und den härtesten Strafen andern Tort zu thun. Sehen sie nur, da hat er dem einen Knechte die Strümpfe und Stiefeln zerschnitten. Da hat er Schwefel angelegt, und das Haus wollen in Brand stecken. Da hat er das Raspeleisen eingefeilt, daß es brechen muß. So hat ers von Kindheit auf getrieben. Seinen Aeltern ist er davon gelaufen, nnd endlich, da er allen Menschen Tort gethan, ist er ins Zuchthaus gekommen, wo man ihn noch nicht bändigen kann."

Wie heißest du denn, fragte er ihn, wobey es ihm kalt über die Haut lief, als ob ihn was ahndete. Er sagte seinen Namen, und er fiel in Ohnmacht. Denn es war sein Heinrich, der auf der Wiese herumschlich, und allen Kindern Tort that. Als er erwachte, lag er zu den Füßen im Bette.

XV.

Fortsetzung des vierzehnten Stücks.

Vor Unruhe schlief er wieder ein, und nun war er auf einem schönen Landgute, wo alles in der besten und herrlichsten Ordnung war. Er gieng in den großen Garten, und es wollte Abend werden. Da begegneten ihm in der einen Allee der Herr und die Frau des Hauses — Arm in Arm geschlungen — und muntere Kinder hüpften um sie her. Die Frau war überaus reinlich gekleidet, hatte ihre Schlüssel und Strickzeug an sich, und die Kinder trugen ein Körbchen mit Büchern.

Sie redeten ihn freundlich an, und die Frau sagte: Sie wollen sich gewiß in unserem Garten besehen. Leben sie aber auch so glücklich, als ich? Ich habe den besten Mann von der Welt. Da küßte sie ihn. Das thaten die Kinder auch unter einander.

Mei-

Meine Neigung war von jeher nach dem Landleben. Ich liebte daher Fleiß, häusliche Wirthschaft, Ordnung und Reinlichkeit sehr. Daneben aber konnt' ich mich über die schöne Natur nicht genug freuen. Gott hat meinen Wunsch erfüllt, und mich hieher geführt, daß ich so glücklich geheyrathet habe. Ich hatte nichts von meinen Aeltern; aber dieser Geliebte sah auf mein Herz, auf meine Tugend, und auf meinen Fleiß. Er liebte die schöne Natur, als ein Freund Gottes, eben so sehr. Da haben wir so eben etwas aus Sanders Großem und Schönem in der Natur gelesen.

Er konnte sich nicht enthalten zu fragen: wer denn ihre Aeltern gewesen wären? Auf ihre Antwort fiel er ihr um den Hals. Denn es war sein Dorchen, das er immer vor allen andern so lieb hatte. Indem schlug seine Uhr am Bette, und er erwachte zu seinem größten Verdruß.

Er wünschte wieder einzuschlafen, und es geschah. Da war er im Traum auf der Landstraße. Es begegnete ihm ein nachläßig gekleidetes wildes Mädchen. Woher, und wohin? rief er sie an. „Da vom Amte, war die Antwort. Da kann ich nicht bleiben. Die Amtmänninn ist ein närrisches Weib. Das prätendirt den ganzen Tag nichts, als Ordnung und Arbeit. Wer kann das ausstehen?“ Und darauf lief es fort.

Er gieng weiter. Da kam der Schulmeister aus dem Orte hinter ihm her. Er erkundigte sich bey ihm nach dem Mädchen, das ihn eben verlassen hatte. „Ja, sagte der, das ist mir die rechte. So ein flatterhaftes tolles Mädchen hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Es ist auch gar nichts mit ihm anzufangen. Auf dem Amte gieng es ihm recht gut. Es war Kammermädchen, Ausgeberinn, und alles im Hause. Aber

es

es konnte nicht bleiben. Denn das sind ordentliche Leute, merken Sie wohl. Alles verdarb es. Alles vergaß es. Alles machte es verkehrt. Da haben sie es laufen lassen. Es kann bey keiner Herrschaft bleiben, und hat wohl schon zehn Herren gehabt.“

Wo ist es denn her, fragte er weiter, und hörte, daß es sein flatterhaftes leichtsinniges Lottchen war, das sich zu nichts hatte bequemen wollen, und bey dem er immer so viele Faulheit und Unordnung bemerkte. Er wollte hinterher laufen; der Schulmeister aber hielt ihn beym Rocke, und fragte, was ihm fehlte. Da erwachte er.

Zuletzt träumte ihm: er wäre in Pommern bey einem guten Freunde, den er in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Als sie nun recht vergnügt zusammen saßen, kam der Bediente, und sagte: es wäre eine Frauensperson draußen, die bettelte, und wollte sich

nicht

nicht abweisen lassen. Sie giengen heraus, und fragten, was sie wolle?

„Ach! sagte sie, das ist mir bey der Wiege nicht gesungen, daß es mir noch so gehen sollte. Aber ich bin leider selbst Schuld daran! Ich hatte brave Aeltern, und heyrathete auch einen guten Mann. Aber meine Unordnung, und mein naschiches Wesen, das ich mir von Kindheit an angewöhnt hatte, brachten mich bald in Armuth. Mein Mann grämte sich bald todt, und nun muß ich betteln gehen. Erbarmen Sie sich doch über mich. Ich bin genug gestraft."

Wer waren denn eure Aeltern? fragte er. Als sie ihren Namen sagte, fuhr er so zusammen, daß er aus dem Bette fiel, und erwachte. Denn es war seine naschiche Albertine.

Der Vater stand nach diesen Träumen auf, und war so unruhig, daß er sich nicht

zu lassen wußte. Ach Gott! sprach er: so sollte es meinen Kindern gehen? Das verhüte doch Gott! Er hat mich gewarnet, und ich will meine Kinder wieder warnen, und ihnen bey Zeiten die Fehler abgewöhnen, die sie zu dem Unglück bringen könnten, das mir von ihnen geträumt hat.

Kaum war es Tag geworden, so ließ er die Kinder zusammen kommen, und erzählte ihnen seinen Traum, den er von jedem gehabt hatte. Die Kinder weinten, fielen ihm um den Hals, und versprachen sich in allem zu bessern. Sie richteten sich auch alle nach Augusts und Dorchens Exempel, und entgiengen dem Unglück, das dem Vater geträumt hatte. Denn es war noch nicht wirklich da, sondern nur ein Traum.

XVI.

Kleine Ursache, und großer Lärm.

Die Unwissenheit in solchen Dingen, die ganz natürlich zugehen, macht den Leuten oft viel vergebliche Furcht und Schrecken. Wenn sie sich denn dergleichen Erscheinungen nicht erklären können, so kömmt der Aberglaube mit seinen hochgelehrten Anmerkungen dazu. Und dann giebts possierliche Auftritte. Wie gut ists daher, Kinder recht frühzeitig mit den Wirkungen der Natur bekannt zu machen, damit ihnen manche Dinge nicht so wunderbar und schreckhaft vorkommen. Denn es kann oft eine kleine Ursache einen großen Lärm machen.

„Wie meynen Sie das, Vater? sagte Moritz: das verstehe ich noch nicht: Kleine Ursache, und großer Lärm?“ Du

sollsts

sollsts gleich erfahren. Hört zu, Kinder! Ich will euch davon ein gar lustiges und lächerliches Histörchen erzählen, das ich selbst erlebt habe. Dorchen, du mußts noch wissen. Denn du erklärtest hernach die ganze Sache.

Wir saßen einmal vor einigen Jahren des Abends ganz ruhig in der Stube. Es war so zu Ende des Octobers. Da entstand in der Nachbarschaft ein entsetzlicher Lärm: in des Sattlers Stalle wäre Feuer. Die Leute liefen zu, und die Spritzen kamen angefahren. Ich gieng gleich herüber, und konnte erst vor dem Volke nicht durchkommen. Der Mann war des Todes. Ich fragte: wo ist denn das Feuer? „Hinten im Stalle solls brennen, und doch sehen wir weder Rauch, noch Flamme.“ Ich drängte mich durch. Als ich in den Stall kam, brannte hinter dem Futterkasten ein allerliebstes blaugrünes

Lichtchen, ganz scharmant anzusehen. Das war nun die ganze Sache.

Ich hatte nur genug zu thun, den Tumult erst zu stillen, und die Leute zu bedeuten, daß es kein brennendes Feuer wäre, das Schaden thäte. „He sibt doch wol, sagte ein grober Knecht, dat et brennt. Water her.“ Klatsch! goß ers drüber her. Und in einem Weilchen brannte das Lichtchen ruhig fort.

„Dat geit nich von rechten Dingen tau, sagte eine alte Frau. Da steit wißlich en Schatz, un de Böse het dabi syn Speel.“

„Schmeißt doch ein Tuch drauf, sagte ein anderer. Sonst sinkt der Schatz.“

Leute, sprach ich hierauf, seyd doch ruhig, und bringt den Mann nicht ins Unglück. Er hat ja so schon Schaden genug im Hause von dem vergeblichen Lärm. Es ist nichts, gar nichts. Ihr sollts sehen.

Seyd

Seyd nur ruhig, und geduldet euch einen Augenblick. Ich will mein kleines Mädchen holen. Das soll euch die ganze Sache erklären.

Geschwind holte ich dich, Dorchen, weißt du noch wohl? brachte dich in den Stall und sagte: Was ist das, was da brennt? O! stille, stille! sagtest du. Ich wills kriegen. Und gleich warest du mit der Hand drauf. Die Leute erschraken über deine Dreistigkeit, und du sagtest zu ihnen: kommt herein in die Stube. Da will ichs euch weisen.

„Es ist ein kleines Würmchen, wie eine Made, mit sechs Füßen. Am ganzen Leibe lauter Ringe. Und unten sind zwey von den letzten Ringen, die leuchten so schön. Es ist ein Johanniswürmchen. Ich habe sie oft schon des Abends draußen im Grase gesehen. Aber die fliegenden Männchen in der

der Luft solltet ihr erst sehen. Wie tausend Sternchen. O! das sieht scharmant aus. Wie tausend Lichterchen um einen Busch herum — Kommt nur erst in die Stube.“

Die Leute sahen das Kind an, wie es da perorirte, und sein Håndchen dicht zuhielt. Sie giengen mit in die Stube. Nun gebt mir, sagte Dorchen, ein Blatt weißes Papier. Da that es das Stroh, und was es mit der Hand im Stalle aufgenommen hatte, auf das Papier. Siehe, da lag das Wůrmchen, und da das Licht weggesetzet wurde, leuchtete es noch eben so schön, als im Stalle.

Da schůttelten die Leute den Kopf. „Wißt ihr, sagte Dorchen, wie es in den Stall gekommen ist? mit dem Heue fürs Pferd.“ Da lachten die Leute, schåmten sich, und giengen sachte aus einander.

So mußte ein sechsjähriges Kind alte Leute belehren! War das nicht eine kleine Ursache, und großer Lärm?

Fast eben so giengs einmal auf einem Dorfe mit einer alten Frau. Die findet alle Morgen ihr Strickzeug zerfressen. Sie legts in den Schrank, und schließt ihn zu. Des andern Morgens ists wieder zerfressen. Und so geht das wohl acht Tage. Es wird darüber ein gewaltiger Lärm im Hause. Bald wirds diesem, bald jenem Schuld gegeben, der ihr habe Tort thun wollen. Ja! man gabs für Hexerey aus.

Endlich kömmts heraus, daß es große Wespen gethan hatten. Die wollten im Garten ein Nest bauen, und holten sich dazu allerley Materialien. Das grobe Strickzeug der Bauerfrau kam ihnen recht gelegen. Und da es in den Schrank gelegt war, krochen sie durchs Schlüsselloch.

Das war wieder eine kleine Ursache, und großer Lärm.

XVII.

Das Osterfeuer.

Was ziehen denn die Leute so nach dem Thore? frage Fritze seinen Lehrer. Es ist ja heute der erste Ostertag, und das Wetter nicht allzuangenehm. Dazu schon Abend. Es ist doch wohl kein Unglück? Sehen sie nur den Schwarm an.

Lehrer. Ich wollte wünschen, lieber Fritze! daß ich dir das nicht sagen dürfte. Es macht unserer Stadt, und den Leuten, die dahin ziehen, nicht viel Ehre.

Lottchen. Hi! Hi! Hi! O! was das jetzt da unten mit unsern Leuten für ein Lärm war, Fritze! Ich habe mich bald krank gelacht.

lacht. Da kamen dir alle unsere Leute zum Papa, so demüthig, als ob sie die größte und wichtigste Sache auf dem Herzen hätten.

Fritze. Sie hatten sich gewiß gezankt?

Lottchen. O nein! ganz was anders.

Lehrer. Die wollten gewiß mit nach dem Osterfeuer?

Lottchen. Das wollten sie. Höre nur, Fritze! was sie sagten, als der Papa fragte: was sie wollten? „Ach lieber Herr! kams gar kläglich heraus: lassen sie uns doch nur ein Stündchen mit nach dem Osterfeuer gehen! Nur ein Stündchen, lieber Herr!“

Fritze. Nach dem Osterfeuer? Davon hab' ich ja in meinem Leben noch nichts gehört. Vom Osterwasser wohl. Davon steht was im Zeitvertreibe für die Kinder. Aber Osterfeuer? — Das weiß ich nicht. Gewiß aber wird dabey eben so viel Aberglaube

seyn, als bey dem Osterwasser. Ließ denn der Papa die Leute nicht hingehen?

Lottchen. Das ließ er schön bleiben. Sie bekamen einen derben Ausputzer. Wenn ihr Heyden seyn wollt, sagte der Papa, so könnt ihr hingehen; aber dann geht ihr auch zugleich aus meinem Dienste. Seyd ihr aber Christen, und wollt mir, eurem Herrn, einen Gefallen thun, so bleibt ihr zu Hause. Da habt ihr einen halben Gulden. Spielt drum. Ihr könnt euch doch eine Lust machen, ohne solchen heydnischen Gräueln beyzuwohnen. Gebt nur Achtung, was wir morgen früh für schöne Sächelchen hören werden, und was dabey alles vorgefallen ist. Ihr werdet mirs noch danken, daß ich euch nicht habe hingehen lassen.

Fritze. Der Tausend! das war eine scharfe Strafpredigt. Wenn ich wie der Papa gewesen wäre, ich hätte die Leute immer hingehen lassen.

Leh-

Lehrer. Nein! mein lieber Fritze, man muß solche Leute nicht in ihrem Aberglauben stärken, sondern ihnen solchen zu benehmen, und sie zu bessern suchen.

Lottchen. Die Leute waren auch mit ihrem halben Gulden wohl zufrieden, und blieben zu Hause.

Fritze. Ists denn wirklicher Aberglaube, was sie da mit dem Osterfeuer vornehmen? Ich denke, sie thun es nur zur Lust.

Lehrer. Freylich wissen die meisten Leute selbst nicht, warum sie es thun. Denn es sind die niedrigsten und allergemeinsten: Knechte, Mägde, ruchlose Knaben, lüderliches Gesindel, die sich damit abgeben. Ursprünglich aber kömmt es doch aus dem Heydenthum her.

Fritze. Wie denn so?

Lehrer. Ehedem wurden hier, im achten Jahrhundert, vor Karls des Großen Zei-

ten, in den Gegenden des Harzes, allerhand heydnische Gottheiten, als: Krodo, die Irmensäule, u. s. w. verehrt, vor welchen man oft solche Opferfeuer brennen ließ. Davon ist die Gewohnheit geblieben. Sollten das nun wohl Christen thun, wenn sie es wissen? zumal am Osterfeste, da Christus erschienen ist, daß er durch seine Lehre und Leben die Werke des Teufels, Abgötterey, Unwissenheit, Aberglauben und Bosheit, zerstöre.

Fritze. Wenn das so ist, so verdenke ichs dem Papa nicht, daß er die Leute nicht hat herausgehen lassen.

Lehrer. O! es ist auch ein rechter Sammelplatz von Wildheit und Ruchlosigkeit. Stelle dir nur vor: die Knechte bringen alle alte Theertonnen; die Jungen aber die Knochen von der Aaskule zusammen. Das stecken sie an, und tanzen um das Feuer herum.

Muß das nicht einen feinen Geruch geben? Da giebts denn auch Gelegenheit zu Diebstählen, Schlägereyen, und allen Arten der Ruchlosigkeit, und es ist schon mancher dabey zu Unglück und Schaden gekommen.

Lottchen. O! was sich heute unsere Leute freuen. Da haben sie sich draußen geschlagen, bestohlen, betrunken, Arm und Bein zerbrochen. Viele liegen unter den Händen der Wundärzte. Viele sitzen im Gefängniß. Viele Herrschaften haben ihr Gesinde abschaffen müssen, und dergleichen mehr.

Lehrer. Aberglaube und Ruchlosigkeit können keine andere Folgen haben.

XVIII.

Das schreckhafte Kind.

Ein beschwerlicher und unangenehmer Fehler, wenn sich die Kinder allzu schreckhaft gewöhnen. Die schwächlichen, weichlichen und kränklichen sind dazu am meisten geneigt. Doch können auch die stärksten und gesündesten durch Ziererey verwöhnt werden.

Gemeiniglich haben alle die Kinder den Fehler an sich, denen vom Anfang an zu viel fürchterliches und schreckhaftes Zeug vorgesagt ist, oder die von den Wärterinnen bey allen Kleinigkeiten zu fürchten gemacht werden. Oder sie haben es von andern so gesehen und angenommen, die bey der geringsten Sache zusammenfahren, aufschreyen, und sich anstellen, als ob das größte Unglück geschehen wäre.

Gestärkt wird dieser Fehler, wenn man den Kindern das schreckhafte Wesen so hingehen läßt, sie bedauert, und mit ihnen zu zärtlich thut, wenn sie ein Bißchen erschrocken sind. „Du armes Kind! heißt es: hast du dich schon wieder erschrocken? Es wird dir ja nichts schaden." Dann meynen die Kinder, es sey recht, und sie müßtens thun.

Dorchen war ein so schreckhaftes Kind. Bey der geringsten Kleinigkeit fuhr es zusammen. Wenn das Messer vom Tische fiel, schrie es laut auf. An einem Abend fuhr einmal der Kork aus der Bierbouteille mit einem starken Knall heraus. Da hätte man das Leben sehen sollen. Wenn von ohngefähr ein Schuß geschah, oder ein Gewitter kam, konnte man gar nichts mit ihm anfangen. Wenn ein Frosch im Grase war, oder eine Spinne an es kam,

so

so ließ es alles fallen, was es in Händen hatte.

Dorchen war mit seinem Fehler sich und andern beschwerlich.

Durch sein Schreyen und ungebärdiges Anstellen hatten die Aeltern selbst manchen Schreck davon, und konnten es ihm nicht erst abgewöhnen. Endlich aber gab sichs von selbst. Es wurde von andern Kindern immer ausgelacht und zu fürchten gemacht. Hernach thaten auch die Aeltern bey schreckhaften Dingen, wenn was fiel, oder ein Glas zerbrochen wurde, als ob es nicht geschehen wäre, achteten nicht darauf, und lachten darüber, wenn das Kind erschrak, und sich peinlich hatte. Dadurch verlor sich der Fehler allmälig, und es kann jetzt selbst eine elektrische Pistole und Kanone abschiessen. Da es größer wurde, sah es die Sache selbst ein, daß es Ziererey wäre, vor

allen Kleinigkeiten zu erschrecken, und dankte denen sehr, die ihm diesen Fehler abgewöhnt hatten,

Ein Kind, das vor allem erschrickt, wird eine elende Kreatur in der Welt. Dummdreist, unverschämt, vermessen und vorwitzig seyn, ist ein Fehler; aber zu blöde, furchtsam und schreckhaft ist auch ein Fehler. Mit keinem von beyden kömmt man in der Welt fort. Und kein Kind kann wissen, wo es noch einmal hinkömmt, und was aus ihm werden wird.

So gieng es dem Junker von ****. Da er Fähnrich wurde, und zu dem Bataillon kam, fuhr er zusammen, wenn die Trommel gieng, und hielt beyde Ohren zu, wenn geschossen wurde. Wie er da andern zum Spott und Gelächter wurde, könnt ihr leicht denken. Er mußte abdanken.

So

So unglücklich kann man durch eine üble Gewohnheit werden!

XIX.

Weihnachtsbrief eines Vaters an sein fünfjähriges Kind.

Am 25. Decemb. 1782.

Mein herzliebes Dorchen!

Du sagst immer, es rührt' dich, wenn ich dich so nenne. Aber du verdienst es, weil du bisher ein recht artiges Kind gewesen bist, und mir und deiner lieben Mutter durch deinen Fleiß viele Freude gemacht hast.

Ich kann nun schon einen Brief an dich schreiben. Und den kannst du selbst lesen. Sollte mir das nicht Freude seyn? Viele Kinder von fünf Jahren können das noch nicht.

nicht. Wem hast du das zu danken? Frage dich einmal.

Willst du mir nun eine rechte Freude machen, und mir ein recht liebes Dorchen seyn, so lerne auch immer besser schreiben, damit du bald selbst ein Briefchen an mich schreiben kannst. O! was würde mir das für eine Freude seyn! Noch einmal so gern würde ich dir ein schönes Buch, ein neues Tintefaß von Gnadau, ein Schreibtäfelchen, ein Bilderkalenderchen geben, wenn du erst darum selbst in einem Briefchen bätest. Was meynst du dazu?

Noch eins will ich dich **bitten** — ich könnte sagen: **befehlen** — aber ich will dich **bitten**, weil ich weiß, daß du ohne Befehl alles gerne thust, was ich haben will. Mache mir also nicht allein durch dein fleißiges Lernen Freude, sondern auch nun durch **gute artige Sitten**. Denn ein Kind, das viel lernt,

und

und schlechte Sitten hat, ist lange nicht so angenehm, als ein Kind, das fleißig lernt, und auch artig in seiner Aufführung ist.

Zur Belohnung deines Fleißes und deiner Artigkeit, schenken wir dir hier allerley niedliche Sachen. Auch in diesem Briefe einen blanken Gulden, dafür du dir allerhand nützliche Sächelchen kaufen kannst. Wolltest du davon auch wohl einem armen Kinde, das nichts zu essen hat, an diesem Freudenfeste, da du so viel hast geschenkt bekommen, eine Freude machen?

Sey ferner deinen guten Aeltern, die dir so viel Gutes thun, dankbar, und bitte den lieben Gott, daß er sie und dich gesund erhalte. Liebe dein Schwesterchen, und thue ihm nichts zu Leide.

Mache ferner viele, recht viele Freude

deinem getreuen Vater.

XX.

Eine Reihe gewöhnlicher Kinderfehler.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder so unvorsichtig sind, daß sie bald hier einen Stuhl umstoßen, bald dort ein Glas zerbrechen.

Es ist ein Fehler, sich selbst zu loben. Das macht hochmüthig und eitel.

Es ist ein Fehler, wenn ein Kind andere tadelt, wenn sie ein Wort nicht recht aussprechen. Das schickt sich nicht; das ist naseweiß und wider die Bescheidenheit.

Es ist ein Fehler, wenn ein Kind einem armen Kinde was gegeben hat, und es andern wieder erzählt, oder davon viel Gerede macht. Das heißt Großthun und Prahlen. Dann hört es auf, ein Almosen oder eine Gutthat zu seyn.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder mit lachen, wenn große verständige Leute lachen, oder mit einsprechen, wenn diese reden.

Es ist ein großer Fehler, wenn ein Kind beym Spiele immer auf seinem Kopfe besteht, und haben will, daß andere nur so spielen sollen, wie es will. Dadurch macht es andere verdrüßlich, sich verhaßt, und wird ein Spielverderber.

Es ist eben ein so großer Fehler, wenn Kinder andere so gern angeben, und sich freuen, wenn sie Verdruß haben. Das ist Schadenfreude.

Es ist ein Fehler, wenn ein Kind der Mutter vorschreiben will, von allen Leuten, die etwas zu Kaufe bringen, zu kaufen. Das schickt sich nicht. Und Gutmeynen ohne Verstand ist auch ein Fehler.

Es ist ein großer Fehler, wenn ein Kind alles, was auf den Tischen steht, an-

anfaßt und benascht. Dadurch lernt es stehlen.

Es ist ein eben so großer Fehler, wenn ein Kind sich an seinem Leibe nicht alles will thun lassen, was zu seiner Gesundheit und zu seinem Besten dient; oder das Gesinde bey dem An- und Ausziehen vexirt und verdrüßlich macht.

Es ist ein großer Fehler, wenn Kinder nicht alles essen wollen, was vorkömmt. Das können sie sich einmal in der Welt nicht halten.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder bey Tische kein Brod essen, und zu wenig trinken. Dadurch werden sie schwach und kränklich.

Es ist ein Hauptfehler, wenn sich Kinder gar zu weichlich gewöhnen, nicht in der Kälte schlafen wollen, und zu viel Warmes trinken. Dadurch werden sie erst recht schwächlich.

Es ist ein gewaltiger Fehler, wenn Kinder ohne Vorwissen und Erlaubniß der Aeltern mit andern weglaufen. Dadurch können sie leicht zu Schaden, oder in böse Gesellschaft kommen.

Es ist ein großer Fehler, wenn die größern Kinder die kleinen schlagen, oder ihnen Tort thun. Das ist unbillig und ungerecht.

Es ist ein sündlicher Fehler, wenn Kinder alte einfältige Leute vexiren und zum Besten haben, oder lahme, blinde, taube Leute verspotten, und über ihr Elend lachen. Sie verspotten Gott selbst.

Es ist ein Hauptfehler, wenn ein Kind der Mutter nicht eben so gehorsam ist, als dem Vater.

Es ist ein höchst beschwerlicher Fehler, wenn ein Kind keine Geduld haben kann.

Es ist ein Fehler, wenn ein Kind nicht manchmal für sich, mit sich selbst spielen will,

son-

sondern verlangt, daß sich die Aeltern beständig mit ihm abgeben sollen. Das ist unbillig und undankbar.

Es ist ein Fehler, wenn ein Kind, das sonst fleißig ist und gern lernt, nicht auch will stricken, nähen und spinnen lernen.

Es ist ein großer Fehler, wenn das Kind alles besser wissen will, als andere. Das ist naseweiß.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder nicht gleich auf das erste Wort gehorsam sind, sondern sich eine Sache zehnmal verbieten lassen.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder für sich lesen, und dabey immer sachte aussprechen, was sie lesen. Das klingt häßlich, und hindert andere.

Es ist ein großer Fehler, wenn Kinder erst durch Schaden klug, oder durch Schläge artig werden wollen.

Es ist ein unangenehmer Fehler, wenn Kinder über Kleinigkeiten auffahren, schreyen, und großen Lärm machen.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder das, was sie sagen wollen, zu geschwind, zu heftig, und nur mit halben Worten sagen.

In diesen Kinderspiegel mögen diejenigen Kinder sehen, welche dergleichen Fehler an sich haben, und sich schämen; diejenigen aber sich freuen, welche sie abgelegt, und sich gebessert haben.

XXI.

Das gefräßige Kind.

Cathrine.

Ja! er ist todt. Todt ist er, der arme Fritze. Ach der niedliche Junge! Er dauert mich gar zu sehr, daß ich weinen muß.

Dorchen. Wer wäre todt? Fritze da gegenüber? Ich glaube, du träumst, Cathrine. Gestern Abend haben wir noch zusammen gespielt. Wer weiß, was du gehört hast? Stelle dir vor, Gustchen! Fritze da drüben soll todt seyn.

Gustchen. Ich habe es auch schon gehört, und vorher war ein greuliches Geschrey im Hause.

Cathrine. Kinder! ihr könnts glauben. Ich habe ihn schon auf dem Strohe liegen gesehen. Ach Gott! wo waren die rothen Backen? Der scharmante Junge.

(Sie weint, und die Kinder auch.)

Mutter. Was ist denn da einmal vor? Was weint ihr zusammen? Ihr auch Cathrine? Wer hat euch was gethan? Habt ihr euch gezankt? Das will ich doch nicht hoffen?

Dorchen. Nein, liebe Mutter! Fritze drüben, der niedliche Fritze, ist todt. Cathrine sagts. Darum weinen wir alle. Ach der lustige muntere Junge!

Mutter. Ich weiß auch nicht, Cathrine! was ihr immer für Posten ins Haus bringt, und die Kinder zu fürchten macht. Ich habe ihn heute um zehn Uhr noch aus der Schule kommen gesehen.

Cathrine. Sie können es glauben, Frau Räthinn. Es ist leider wahr genug. Er liegt schon auf dem Stroh. Wollte Gott, daß es nicht wahr wäre! Ich wollte gerne gelogen haben. Die Aeltern sind ganz untröstlich.

Mutter. Nun, so sagt doch, wie ist denn das zugegangen? Ist er gefallen, oder wie ist es sonst gekommen? Das begreife ich nicht. Er ist wohl nicht recht todt.

Cathrine. Ach todt genug! Wie es aber eigentlich zugegangen ist, das weiß ich noch nicht recht. Von den Aeltern konnte ich nichts erfahren. Der Vater rang die Hände. Die Mutter riß sich die Haare aus dem Kopfe. Es war ein erschrecklicher Zustand. So viel hab' ich nur gehört: er wäre nach Tisch umgefallen, und todt geblieben.

Mutter. Das muß ich wissen. Ich will gleich herüber gehen. Cathrine, bleibt derweile bey den Kindern. Gebt euch zufrieden, Kinder! er wird sich wohl noch einmal erholen.

Dorchen. Ach! Mutter, kommen Sie schon wieder? Nu, wie ist es? Sie haben ja auch rothe Augen. Gewiß ist und bleibt er todt. Du lieber Gott!

Mutter. Ja wohl, leider! ist und bleibt er todt. Da haben wirs nun. Wie ist er gestorben, und woran ist er gestorben, und

zwar so plötzlich? Von nichts, als seiner Gefräßigkeit, davor ich euch täglich so herzlich warne. Da hat er so vielen heißen Klump über Tische, und vorher so vielen warmen Kuchen gefressen, daß es ihm das Herz abgestoßen hat. Ich bitte euch um Gottes willen, wenn ihr eure Gesundheit und euer Leben lieb habt, so gewöhnt euch nicht so heißhungrig und gefräßig. Ihr kriegt satt; aber was ich euch nicht gebe, dient euch auch nicht. Das muß ich besser wissen. Ich kann nicht immer hinter euch seyn. Esset ihr heimlich, ohne mein Vorwissen, anderswo Kuchen, und dergleichen zu viel, oder zu warm, so kann es euch bald eben so, wie dem unglücklichen Fritzen, gehen. Spiegelt euch an seinem Exempel. Und ihr, Cathrine! wenn ihr euch nicht sagen laßt, und den Kindern heimlich mehr zu essen gebt, als ihnen dient, so habt ihrs vor Gott zu verant-

antworten. Denn es ist nichts anders, als ein Todtschlag. Da drüben hatte die alte Kindermuhme dem armen Jungen seinen Willen gethan, und ihm zu viel gegeben. Da liegt er nun, und sie hat ihn so gut wie todtgeschlagen.

Cathrine. Ach Gott? ich will mich wohl hüten, und ihnen nichts von Kuchenwerk oder Klümpen geben, wenn das so schädlich ist.

Mutter. Wenn die Kinder auch nicht gleich davon sterben, so werden sie doch krank, elend und ungesund. Von vielen klümprigen Mehlspeisen wird das erste Wurmnest durch vielen Schleim bereitet, und überdem werden durch alle solche klebrichte schwere Speisen die Verdauungskräfte der Kinder ungemein geschwächt, daß sie im Wachsthum gehindert werden, und die englische Krankheit kriegen. Hütet euch doch ja, und tödtet doch

die Kinder nicht durch eine gutmeynende thörichte Liebe.

Gustchen. O Mutter! wir wollen Ihnen gerne folgen.

Dorchen. Ja! ja! Fritze wird mir, so lange ich lebe, immer vor Augen stehen, wenn ich Klump und Kuchen sehe.

Gustchen. Der hieß auch Fritze, der in Campens Sittenbüchlein, wie Guthwill erzählt, sich an gebackenem Obst und heißen Klösen todt gefressen hatte.

Mutter. Ihr seht also, was aus der Gierigkeit entstehen kann. Mäßigkeit erhält, aber Unmäßigkeit und Gierigkeit tödtet. Und überdem ist die Gefräßigkeit eine Sache, die sich nicht für die Menschen schickt, sondern für die Thiere gehört, die doch wirklich nicht mehr fressen, als ihnen dient, und viele Menschen beschämen.

XXII.

Das undankbare Kind.

Vater.

Kinder! wenn ihr etwas Gutes, und Wohlthaten, die man euch gethan hat, vergessen könnt, so seyd ihr schon halb verloren, und im Stande, alles Böse zu thun. Denn der Undank ist eine Quelle von Lastern. Insonderheit wenn Kinder ihren Aeltern undankbar seyn können, und das viele Gute nicht achten — die vielen Sorgen, welche die Aeltern für sie haben, von Kindheit an, die selbst nicht wissen, wie viel Gutes ihnen geschiehet, und da sie ohne alle Hülfe verschmachten müßten, wenn sich die Aeltern nicht ihrer mit solcher Treue und Liebe annähmen —

(Der Vater weint.)

Dorchen. Ach liebster Vater! Sie weinen. Ich muß mit weinen. Du lieber Gott! Sie sagen uns so oft, daß wir sollen dankbar seyn, daß es mir durch die Seele geht. Es rührt mich so sehr, daß ich mich der Thränen nicht enthalten kann. Wie sollten wir denn das viele Gute vergessen können, das Sie und unsere liebe Mutter an uns thun? Denken Sie doch so was nicht von uns.

Vater. Von dir wohl nicht, mein liebes Dorchen. Du bist recht dankbar, und beweisest es durch deinen Gehorsam, Fleiß und Artigkeit, daß du deine Aeltern darum lieb hast, weil sie dir Gutes thun. Aber bleibe ja künftig bey den guten Gesinnungen, und behalte das feine dankbare Herz auch gegen andere, die dir Gutes thun. Das menschliche Herz ist bald zu verführen. Aber, du da, Karl und Charlotte! für euch bin ich

bange.

bange. Ihr seyd uns gar nicht so recht dankbar, wie ich wünschte. Sonst würdet ihr folgsamer seyn.

Dorchen. Schämt euch, daß der Vater so etwas sagen muß.

Karl. Lieber Vater! ich wills künftig gerne thun.

Charlotte. Ich auch, lieber Vater!

Vater. O Kinder! ihr sagt das wohl; aber ihr seyd mir so kalt dabey. Ihr thut es bloß zum Schein. Wenn ich den Rücken wende, so weiß ich gewiß, ihr denkt an keine Wohlthaten mehr, die ihr täglich bey euren Aeltern habt, und sinnet wohl gar schon auf Mittel, wie ihr Dorchen einen rechten Tort thun wollt, weil ichs gegen euch gelobt und euch zum Exempel vorgestellt habe. —

Dorchen. (mit blutender Nase, und weinend).

Ach

Ach Vater! lieber Vater, ich bitte, bitte; vergeben Sie ihnen doch.

Vater. Wem denn, mein Kind? Wem denn? Bist du etwa gefallen?

Dorchen. Ach nein! sie haben mich von der Treppe gestoßen, daß ich mir das Gesicht blutig gefallen habe. Aber vergeben Sie es ihnen doch. Ich bitte Sie nochmals.

Vater. Wer hat dich von der Treppe gestoßen? Wer? Sage an.

Dorchen. Karl und Charlotte haben es gethan.

Vater. Warum denn? Sie haben es wohl nicht gerne gethan? Sie haben dich wohl nur angestoßen? Du gehst auch immer so wackelicht.

Dorchen. Nein! lieber Vater, sie sagten dabey: Das ist dafür, daß dich der Vater immer so lobt, und uns verachtet.

Aber

Aber vergeben Sie es ihnen. Sie werden es nicht wieder thun.

Vater. Ach Gott! was für böse Herzen! Die Bösewichter — Das werden schöne Früchtchen werden, da sich Undank, Neid, Rache und Bosheit schon so äußern, wenn ich nicht bey Zeiten vorbaue. — Wo sind sie? Was habt ihr gemacht?

Karl und Charlotte. Vater! wir habens nicht gerne gethan. Dorchen lügt. Glauben Sie es nicht.

Vater. So? ihr ungerathenen Kinder! Ists euch nicht genug, undankbar zu seyn? Ihr müßt auch nun durch Lügen euren Neid und eure Bosheit zu bemänteln suchen? Was wird aus euch einmal werden? Wenn ihr so in Undank fortfahret, so werdet ihr euch einmal kein Gewissen machen, euch an euren eigenen Aeltern zu vergreifen, und allen, die euch Gutes thun, den ärgsten Tort und Scha-

Schaden zu erweisen, wenn ich nicht in Zeiten vorkomme. — Fort mit euch, vier Wochen in die Gesindestube bey Wasser und Brod, damit ihr erst lernt, was Wohlthaten sind, und — mir in der Zeit nicht wieder vor die Augen.

XXIII.

Fortsetzung des zwey und zwanzigsten Stücks.

Als acht Tage vorbey waren, konnten sie es nicht länger aushalten. Sie wurden krank. Da ließen sie Dorchen bitten, einmal herunter zu kommen. Der Vater erlaubte es.

„Ach liebes Schwesterchen! sagten die gerührten Kinder, was haben wir gethan! Wie haben wir unsere guten Aeltern und dich beleidiget! O! wie erkennen wir nun unsern

Undank! Ach wir haben diese Strafe und noch mehr verdient. Nun wissen wir erst, was Wohlthaten sind, die wir bisher gar nicht geachtet haben. O Gott! nichts als Wasser und Brod, und — auf purem Stroh liegen! Wir sind bald hin, und müssen sterben. Erbarme dich über uns. Vergieb es uns, und bitte doch den Vater, daß er uns auch vergebe, uns wieder als seine Kinder annehme, und uns alle Wohlthaten, die wir nicht geachtet haben, wieder zukommen lasse.

Das gute Dorchen fiel ihnen um den Hals, weinte mit ihnen, herzte und küßte sie, und sagte: O! Karl und Charlotte, ich habe euch alles schon vergeben. Seht, das kömmt vom Undank. Ich will aber gleich zum Vater gehen.

Vater. Nun, was wollen die Bösewichter? Nicht wahr: sie sind des Lebens satt?

Dorchen. O lieber bester Vater! ich umarme Sie. Ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir meine Bitte gewähren. Ich bitte mit Thränen für die armen Sünder unten. Vergeben Sie es ihnen doch. Sie sollten sie nur sehen. Ach! thun Sie es doch. Sie sind wie die Schatten. Es würde sie gewiß jammern. Der liebe Gott vergiebt ja auch. Wollen Sie, Väterchen? Beste Mutter! helfen Sie doch bitten. Ach ja! thun Sie es. Lassen Sie mir die Freude, sie herauf zu holen.

Vater (weint). Nun, so gehe hin, bestes Kind! Um deinetwillen vergebe ich ihnen. Hole sie her. Ich will sehen, ob sie sich bessern werden.

(Karl und Charlotte blaß, wie der Tod— können vor Schluchzen und Weinen nicht reden — fallen dem Vater zu Füßen, und sagen gar nichts.)

Dor-

Dorchen. Hier sind sie, Vater! hier liegen sie.

(Kann auch vor Weinen nichts sagen. Die Mutter geht weg.)

Vater. (weint auch, erholt sich, und sagt:) Steht auf, und werdet wieder meine Kinder. Durch Undank hörtet ihr auf es zu seyn — hörtet auf, Menschen zu seyn — wurdet Ungeheuer, und aus Neid und Bosheit an andern zu Mördern, wie ihr an Dorchen bewiesen habt, das doch so sehr für euch gebeten hat. O! was hat das für ein Herz gegen das eurige!

Karl. Ach! Vater! vergeben Sie doch.

Charlotte. Nur dießmal vergeben Sie. Wir wissen nun erst, was Wohlthaten sind.

Vater. Da sie euch entzogen sind, wisset ihrs. Aber ist dadurch schon euer Herz gebessert? Ist euer Dank, den ihr vorgebt, nicht erzwungen? Wollet ihr künftig eu-

ren Neid, eure Tücke und Bosheit ablegen? Dann sollt ihr wieder meine Kinder seyn. Werdet selbst so gutgesinnt, wie Dorchen, so dürft ihrs nicht beneiden.

Karl. Ach ja! Herzensvater. Ja!

Charlotte. Sie sollens sehen.

Vater. Nun, ich werde sehen. Da habt ihr meine Vaterhand. Ich vergebe euch. Und nun geht hin, und bittet es Dorchen ab. Was meynt ihr, wenn sich das Kind todtgefallen hätte? Wie wirds euch einmal gehen, wenn ihr das künftig an andern thut? Doch ruft erst die Mutter.

(Karl und Charlotte küssen erst Vater und Mutter die Hände mit vielen Thränen — fallen Dorchen um den Hals — und es weint alles in der Stube.)

Vater. Geht nun hin, und lasset euch weiß anziehen. Ihr sollt diesen Abend wieder

der mit uns essen. Gottlob! daß ich wieder Kinder habe.

Dorchen. O! ich gehe mit euch. Kommt, Brüderchen und Schwesterchen! wir wollen uns nun recht lieb haben, recht einig leben, und unsern guten Aeltern immer dankbarer werden. Kommt! kommt! Alles vergeben. Alles vergessen.

XXIV.

Beschluß des drey und zwanzigsten Stücks.

(Sie kommen zurück, und setzen sich zu Tische. Karl und Charlotte sind aber sehr stille und betrübt.)

Vater.

Wenn ihr darum so stille und betrübt seyd, daß euch euer Undank leid thut, so ist mirs

mirs sehr lieb. Seht, was das böse Gewissen ist. Ich will euch noch eine Geschichte erzählen, wie weit der Undank den Menschen bringen kann. Ich habe die Sache selbst erlebt.

Es war einmal ein armer Holzhauer, der bey meinem seligen Vater, eurem Großvater, den ihr aber nicht gekannt habt, das ganze Jahr hindurch Holz hackte. Ein rechter ehrlicher, braver, guter und fleißiger Mann. Der hatte einen Sohn von ohngefähr sechzehn Jahren, den er fleißig zur Arbeit anhielt, und es aus dem Munde ersparte, ihn etwas lernen zu lassen. Wenn er manchmal in unserm Hause ein Stückchen Fleisch, Kuchen oder Braten bekam, so aß ers nicht auf, sondern sagte: Ich muß meinem Gottlob etwas aufheben. So gut meynte es dieser arme Vater mit dem Jungen.

Die-

Dieser war aber ein Taugenichts, der alles Gute nicht achtete, was der Vater an ihm that. Hört nur, Kinder! was er machte. Mir erstarrt das Blut in den Adern, wenn ich noch daran gedenke. Ach Gott! wozu kann der Undank ein Kind bringen!

Der Vater wurde manchmal botenweise über Feld geschickt, und wegen seiner Ehrlichkeit wurde ihm auch Geld anvertrauet. Da gieng er nun einmal im Winter wohin, Geld zu holen. Er sagte es zu Hause vorher, daß es der Junge und die Tochter, die er noch hatte, hörten. Der Weg betrug etwa vier Meilen, und auf der Hälfte mußte er durch einen dicken Wald.

An dem Tage, da er wiederzukommen versprochen hatte, sagte der Sohn des Morgens: er wolle dem Vater bis ins Holz entgegen gehen, und ihm das Bündel abnehmen. War das nicht gut? Aber hört nur weiter.

Er geht fort und nimmt des Vaters Handbeil mit sich. „Was willst du denn damit, fragt die Schwester?“ Er giebt vor: er wolle sich einen Axenstiel aushauen. Mitten im Holze begegnet ihm der Vater, und freuet sich, den Sohn zu sehen. Er nimmt ihm das Bündel ab, und so gehen sie ein ganz Weilchen mit einander.

Endlich sagt der Bösewicht: Vater! was liegt denn da unter dem Busch? Er bückt sich, um hinzusehen. Baf! schlägt er ihn mit dem Beile in den Nacken, daß er niederfällt, sich aber noch einmal kläglich nach dem Mörder umsieht.

Dorchen. O! Vater! Va — Va — ter! ich bitte Sie um Gottes willen, hören Sie auf.

Vater. Wie wird euch dabey zu Muthe, Karl und Charlotte?

(Beyde

(Beyde fallen dem Vater abermal zu Füßen.)

Vater. Hierauf giebt er ihm noch ein Paar Schläge, schleppt ihn in den Busch, nimmt das Geld, und geht gerade nach Hause.

„Warum kömmst du allein?“ fragt die Schwester. „Wo bleibt denn der Vater?“ Er antwortet: Er habe ihn nicht gesehen. Er werde wohl noch nicht abgefertiget seyn. Einige Tage nachher wird der Erschlagene gefunden. Der Sohn ist indessen ganz getrost — geht in die Schenke — säuft und spielt nach Herzenslust. Endlich kömmt es bey dem Schnupftuche heraus, das der Vater mitgenommen hatte. Das sieht die Schwester, und fragt: wie er dazu gekommen wäre? Da verstummt er — wird eingezogen, und gestehet die erschreckliche That.

Wie es ihm gieng, könnt ihr leicht denken. Er wurde von unten auf gerädert,

und

und sein Leib aufs Rad geflochten. Vorher hat er noch gestanden, daß ihm das gar nicht aus den Gedanken und vor den Augen wegkäme, da sich der Vater bey dem ersten Schlage noch einmal so kläglich nach ihm umgesehen habe, als ob er sagen wollen: Sohn! undankbarer, unmenschlicher Sohn! kannst du das an deinem eigenen Vater thun?

Nun, meine Kinder! was denkt ihr dabey? War das nicht ein recht dankbarer Sohn?

Karl. Ach Vater! ich habe genug.

Charlotte. Ich auch. Ach! wir wußten ja nicht, daß der Undank einen Sohn zum Vatermörder machen könne. Wir wollen ganz anders werden.

Vater. Das gebe Gott! Das gebe Gott!

XXV.

Das dankbare Kind.

Es war ein Vater, der hatte vier Kinder: zwey Söhne, und zwey Töchter, zwischen sechs und zehn Jahren. Er hatte sie des Abends eben bey sich, als die unglückliche Stadt, Gera, gänzlich abgebrannt war, und sie in der Ferne die Gluth noch sehen konnten.

Dem Vater giengen bey dem Anblick die Augen über, und die Kinder weinten mit. Ach! sagte der Vater, weinet nicht darum, weil ihr mich weinen sehet, sondern weil durch diesen Brand so viele arme und unglückliche Menschen werden. Des andern Tages kam eine traurige Nachricht über die andere: wie da die Leute unter freyem Himmel herumlägen, und kein Hemde, kein Brod, nichts mehr hätten: wie die Aeltern

tern ihre Kinder, und diese ihre Aeltern verloren hätten.

Da sagte der Vater zu seinen Kindern: Das ist wieder eine Gelegenheit, wo sich viel Gutes und Böses offenbaren wird. Da werden gewiß viele Aeltern mit abgebrannt und arm geworden seyn. Da werden viele Kinder derselben an andern Orten seyn, und ihren verarmten Aeltern beystehen und Gutes thun können, wenn sie wollen. Da werden aber auch manche Kinder ihre Aeltern nicht mehr kennen wollen, weil sie arm sind. Kinder! was meynt ihr? wenn ich mit eurer Mutter jetzt in Gera mit abgebrannt wäre, und nichts, gar nichts mehr hätte, als das bloße Leben: keine Kleider, keinen Rock, kein Hemde, keine Schuhe, keine Strümpfe, kein Brod, keinen Pfennig Geld — wäre noch dazu krank vor Gram und Elend — müßte andere Leute ansprechen, und betteln

gehen

gehen — Hört wohl zu! Ihr aber wohntet auswärts, und wäret alle wohl versorgt. Du, Franz! wärest ein reicher Amtmann. Und du, Karl! ein Prediger. Du, Charlotte! hättest einen Cantor auf dem Dorfe, und nicht viel übrig, und du, Lore! wärest auch ziemlich wohl verheyrathet. Was würdet ihr denn wohl gegen eure unglückliche, abgebrannte und nun ganz arme Aeltern thun? Fragt einmal hierbey euer Herz? — Und Thränen fielen dem Vater aus den Augen.

Da weinten die Kinder sehr, fielen Vater und Mutter um den Hals, und sagten, was sie in dem Falle thun würden.

Lorchen fieng zuerst an: Ich wollte ihnen geben, was ich hätte, sollte ich auch kein Hemde auf dem Leibe behalten. Sie haben mirs ja erst gegeben.

Char-

Charlotte sagte: Ich wollte mich gleich aufmachen, zu ihnen laufen, meine Kleider ausziehen, und sie ihnen anziehen.

Du hättest aber selbst nicht viel, mein Kind? fiel ihm der Vater in die Rede.

„Deswegen wollte ich ihnen doch alles herzlich gerne geben, und lieber selbst hungern, bis ich wieder was verdient hätte.“

Edle Seele! antwortete der Vater: Gott segne dich, und dich auch, Lorchen! Aber, Karl! was würdest du thun?

„Ich würde, wenn ich auf dem Lande Prediger wäre, von allen meinen Bauern Brod, Kleider, und was ich kriegen könnte, zusammenbringen, und damit hinfahren.“

Auch gut, mein Sohn! erwiederte der Vater.

Endlich kam die Reihe an Franzen, der bisher ganz stille gesessen hatte, und der älteste war.

„Alles

„Alles das, sagte er, wäre nicht nöthig. Ich, als Amtmann, schickte sogleich meine Kutsche und Pferde hin, ritte selbst mit, und holte meine Aeltern zu mir. Da hätte ich die dankbare Freude, meine guten Aeltern zeitlebens bey mir zu behalten, und sie selbst zu versorgen. Dann sollten sie sich nicht mehr unter andern Leuten herumquälen. Und ich hätte erst die beste Gelegenheit, ihnen das viele Gute zu vergelten, daß sie an mir und an euch gethan haben.“

O! laß dich küssen, lieber Junge! sagten Vater und Mutter. Das wolltest du doch thun? Und so dankbar wolltet ihr alle seyn, ihr guten Kinder! und eurer Aeltern nicht vergessen, wenn sie auch arm wären? Wie wirds euch so wohl gehen!

Dafür will ich euch noch ein anderes Histörchen erzählen, das ich selbst erlebt habe. Wie euch das gefallen wird?

Es waren auch einmal arme Aeltern, ehrliche gute Handwerksleute. Die hatten einen Sohn, an den sie alles wendeten, und ihn studiren ließen, darüber aber selbst verarmten. Der Sohn bekam eine vornehme Bedienung, und wurde sehr reich, weit von Hause. Als der alte Vater das hörte, dacht' er: Du mußt doch einmal hinreisen, und deinen Sohn besuchen. Wie wird sich der freuen, wenn er seinen alten Vater sieht! Der gute Vater! Wie sehr betrog er sich!

Er machte sich auf, und that die weite Reise von einigen dreyßig Meilen zu Fuße. Unterweges tröstete er sich immer noch mit den Gedanken: er wird dir doch in deiner Armuth wieder was geben, da du alles an ihn gewendet hast?

Als er hinkam in das Haus, gab er sich zu erkennen, und ließ sich durch einen Bedienten mit Gold und Silber anmelden, bekam

aber zur Antwort: er hätte keinen Vater mehr, der so aufgezogen käme. Doch wurde er in die Gesindestube gebracht, wo man ihm etwas zu essen gab. Nachher schickte ihm der Sohn, der an dem Tage hoch traktirte, ein Paar Thaler, und ließ ihn so wieder gehen, ohne ihn selbst gesehen und gesprochen zu haben.

Wie gefällt euch das, Kinder? Das war wohl ein recht dankbarer Sohn?

Als der alte Vater mit Noth und Kummer wieder nach Hause kam, zu der ebenfalls alten und armen Mutter, freuete sich diese herzlich, und sagte: Nun, du wirst es wohl recht gut bey unserm Sohn gehabt haben. Er wollte antworten, konnte aber nichts weiter herausbringen, als dieses: O Gott! welcher Sohn! Da rührte ihn der Schlag, und er fiel todt zur Erde.

XXVI.

Das mitleidige und gutherzige Kind.

Vater.

So gefällt euch denn die Geschichte von dem gutherzigen und mitleidigen Wilhelm so sehr, die in Campens Sittenbüchlein steht?

Karl. Ach! allerliebst, ganz allerliebst. Den möcht' ich zum Bruder haben. So lieb hab' ich ihn.

Vater. Was hilft das lieb haben? Folge seinem Exempel nach. Ach Gott! wenn ich doch lauter solche Kinder hätte, die bey Zeiten die Noth anderer Menschen fühlten und linderten!

Mutter. Sage das nicht, mein Lieber! Du hast solche Kinder, wenn du es gleich nicht

nicht denkst. Und das ist noch besser, daß du es nicht weißt. Ich bin dahinter gekommen, und kann dir von unserm gutherzigen Dorchen eine überaus schöne That erzählen.

Vater. Von meinem Dorchen? Warum wirst du so roth, mein Kind? Einer guten That darf man sich nicht schämen.

Dorchen. O Herzensmütterchen! warum verrathen Sie mich? Sie haben mir ja selbst gesagt: man solle im Verborgenen Gutes thun, und nicht viel Redens davon machen. So hats der gute Wilhelm gemacht. Und nun sagen Sies Väterchen doch.

Vater. Du irrst dich, liebes Kind! Wenn das Gute, das man gethan hat, auf solche Art erfahren wird, wie die Mutter sagt, so ist es keine Heucheley und Prahlerey. Du hast es ja nicht ausposaunt, dich groß damit zu machen. Und es ist schon ei-

ne Belohnung für dich, daß deine Aeltern Ursache haben, sich über dein gutes Herz zu freuen. Aber ich möchte es doch wohl näher wissen. Du sollst nun selbst die Ehre und Freude haben, es mir zu erzählen. Komm aber erst her, liebe Seele! und laß dich von deinem erfreuten Vater herzlich küssen.

Dorchen. Nein! Vater, das kann ich nicht. Das kann ich unmöglich. Verschonen Sie mich damit.

Vater. Das war recht, mein Töchterchen! Ich sagte es auch bloß, dich auf die Probe zu stellen. Das Gute, das wir gethan haben, müssen wir nicht selbst erzählen. Das mögen andere thun. Und wenn es auch keiner weiß. Nichts daran gelegen. So weiß es doch Gott, der ins Verborgene siehet, und das Herz oder unsere Absicht kennet. Die Mutter soll es uns erzählen,

und zwar diesen Abend nach Tisch, wenn alle Kinder dabey sind.

Dorchen. So erlauben Sie mir, daß ich in der Zeit ein Bißchen in die Nachbarschaft bey Hannchen gehe.

Mutter. O ja, recht gerne! Die Sache war so. Vor einigen Wochen, da es ganz entsetzlich regnete, kam ein blutarmer Mensch die Straße herunter und rief: Die Leute sollten doch große und kleine Feuersteine kaufen. Einen ganzen Sack voll. Ach! er war so naß, daß ihm das Hemde auf dem Leibe klebte. Ja! wie es schien, hatte er nicht einmal eins an.

Mich jammerte des armen Menschen. Ich ließ ihn hereinkommen, und kaufte ihm etwas ab, was ich doch nicht brauchen konnte. Da traten die Kinder um seinen Sack herum, den ich wiegen ließ, um seine Schwere zu wissen. Da hatte er einige vierzig Pfund.

„Du lieber Gott! sagte der arme Mann: Sie sollten meinen Rücken sehen. Da ist alles von der Last und den scharfen Steinen mit Blut unterlaufen. Aber muß man nicht, wenn man weiter nichts hat? Winter ist es auch. Zu verdienen ist nichts. Ich bin ein armer Kohlenbrenner vom Harze. Sechs Kinder liegen zu Hause und haben die Pocken. Eine kranke Frau dazu. Da bat ich heute den lieben Gott: er sollte mir doch eingeben, was ich heute thun sollte, um nur das Brod zu verdienen. Ich gieng aufs freye Feld. Da sah ich Raben fliegen. O! dacht' ich: der dem Vieh sein Futter giebt — den jungen Raben, die den Herrn anrufen — Lieber Gott! ich rufe dich an. Du wirst ja meine armen Kinder zu Hause nicht verhungern lassen. Da kam ich auf einen Acker, wo viele Feuersteine lagen. Gleich packte ich meinen Sack voll, und dachte: die willst

du nach der Stadt tragen, wenn du auch nur einige Groschen dafür nach Hause bringest.“

Dieß rührte mich so sehr, daß ich dem armen Manne den ganzen Sack abkaufte, und ihm noch dazu Wurst und Brod einstecken ließ.

Inzwischen war unser Dorchen unsichtbar geworden. Was meynen Sie, Vater! was das liebe Kind gethan hatte? Es war in die Küche gegangen, und hatte von Catrinen acht Groschen geborgt. „Die, sagt es, will ich dir gleich wieder geben, sobald ich zu meiner Sparbüchse kommen kann. Du mußt es aber ja der Mutter nicht sagen.“ Was will sie denn damit? Das darf ich nicht thun. „O! gieb her. Geschwind, ehe der arme Mann weggeht. Ich bitte dich gar zu sehr, gieb her. Ich könnte sonst diesen Abend nichts essen. Du solltest

keine Noth nur wissen. Du gäbest ihm selbst was. Denke nur: sechs Kinder an den Pocken, und kein Brod!"

Als ihm Cathrine die acht Groschen gab, und es vorkam, sahe ich wohl, daß es ängstlich war, und rothe Augen hatte. Ich bekümmerte mich aber nicht weiter drum. Der Mann war auch schon weg. Da läuft es geschwind nach der Hinterthür im Garten, ruft ihn zurück, und giebt ihm die acht Groschen für seine kranken Kinder.

So hab' ichs nachher alles von Cathrinen erfahren. Es fragte zwar bisher oft, ob ich nicht bald vor den Schrank gieng, wo seine Sparbüchse stünde. Warum? sagte ich. Da schwieg es stille. Indessen hab' ich Cathrinen die acht Groschen schon lange wiegegeben, und etwas drüber, weil sie es dem Kinde zu einer so guten That nicht versagt hatte.

Bey diesen letzten Worten kam Dorchen eben zur Stube herein.

Dorchen. O! liebe beste Mutter! nun ist meine Freude aus. Nein! Cathrine muß Ihnen die acht Groschen wiedergeben. Ich muß sie ihm aus der Sparbüchse geben. Sonst haben Sie, und nicht ich, dem armen Manne Gutes gethan.

Vater. Da hast du auch recht, mein Kind! Gleich laß Cathrinen kommen. Und Sie, Mutter! holen die Sparbüchse. Da sollst du Cathrinen gleich die acht Groschen wiedergeben.

Dorchen. O ja! lieber Vater, so machen Sie es gut. Sehen Sie wohl, Mütterchen! Nun habe ich die Freude doch.

XXVII.

Das leichtsinnige Kind.

Karoline war ein überaus leichtsinniges Mädchen. Sie hatte die Augen immer am Himmel, und nie vor den Füßen. Ueber alles sah sie ohne Ueberlegung weg, und gab auf nichts Achtung — kehrte sich auch an keine Warnungen der Aeltern und Lehrer. Dadurch wurde sie sicher, vorwitzig und unvorsichtig. Aber wie wurde ihr Leichtsinn gestraft!

Karoline gieng mit dem Vater und den andern Kindern nach einem benachbarten Dorfe in die Kirschen. Da kamen sie an einen kleinen Graben, über welchen ein alter Weidenbaum gelegt war, über den man auch recht gut weggehen konnte, wenn man sich nur ein Bißchen in Acht nahm, und zusah, wie man gieng. Die andern Kinder ka-

kamen recht gut darüber. Als sie nun auch herübergehen wollte, sagte der Vater zum Ueberfluß: Karoline! sey nicht leichtsinnig. Siehe zu, wo du gehest.

Sie aber, nach ihrer Gewohnheit, hatte die Augen oben an den Weidenbäumen, die am Wasser standen, trat vorbey, und lag im Moder begraben. Da hätte man das Geschrey hören sollen. Zum Glück war der Graben nicht tief. Der Vater konnte sie leicht herausziehen. Aber Gesicht, Kleid, alles war mit Moder überzogen.

Weißt du nun, sagte der Vater, was Leichtsinn ist? Du hättest oben drein noch Strafe verdient. Doch du bist gestraft genug. Und nun kamen die muntern Knaben zurück. Die traten um sie her, und lachten sie brav aus. Seht da, hieß es, Karoline ist ein Schornsteinfeger geworden. Sie mußten am Graben herunter gehen,

mit den Hüthen Wasser schöpfen, und sie über und über begießen, damit sie nur erst den Moder vom Gesichte abspülten.

Indessen stand Karoline da und zitterte vor Frost, wie ein Espenlaub. Sie mußte nun doch in dem Aufzuge bis nach dem Dorfe gehen. Auf diesem Wege erzählte der Vater den Kindern, zur Warnung vor dem Leichtsinn, folgende Geschichte.

Es war einmal ein Schieferdecker, der bey seiner gefährlichen Profession am wenigsten hätte sollen leichtsinnig seyn. Er bekletterte die höchsten Thürme mit einer wahren Tollkühnheit, und gab sich selten die Mühe, einmal nachzusehen, ob Kloben, Stricke und Kasten in rechtem Stande waren. Ehe er sichs nun versahe, gieng der Strick an dem einen Ende des Kastens los, und er stürzte herunter. Gottes Vorsehung aber behütete ihn recht sichtbar. Er fiel auf ein von ohngefähr

gefähr unter dem Thurme abgeladenes Fuder Stroh. Er achtete aber diesen augenscheinlichen Schutz Gottes so wenig, daß er gleich in die Schenke gieng, sich betrank, auf die Bank legte, von derselben herunterfiel, und den Arm brach.

War das nicht ein leichtsinniger Mensch?

XXVIII.

Das unhöfliche und unbescheidene Kind.

Höflichkeit und Bescheidenheit gehet vor Schönheit. Das heißt: wenn ein Kind noch so schön aussiehet; wenn es einen noch so schönen Körper, Gesicht und Kleider hätte; es wäre aber gegen andere nicht höflich und bescheiden: so wird es doch Niemand achten.

Wenn

Wenn aber ein Kind noch so häßlich aussähe, daß die Pocken z. E. sein Gesicht ganz verdorben hätten; wäre es auch ein armes Bettelkind in zerrissenen und zerlumpten Kleidern; es wäre aber höflich und bescheiden: so würde es doch vor dem vornehmsten und schönsten Kinde den Vorzug haben, wenn sich dieß unhöflich und unbescheiden aufführte.

Der Junker Franz von Schönhausen war ein bildschönes Kind — hatte prächtige und mit Tressen besetzte Kleider — war aber gegen andere Kinder, besonders bürgerliche, ein rechter Grobian. Denn der Adelstolz steckte ihm schon im Kopfe. Seine Unhöflichkeit und Unbescheidenheit zeigte sich dann am meisten, wenn Fremde da waren. Er grüßte sie nicht. Er dankte ihnen nicht. Er sahe sie kaum beym Wege an, zumal wenn es keine Adeliche waren.

Sie

Sie haben wohl zu Weihnachten schöne Sachen bekommen, junger Herr? fragte ihn neulich die Frau Pastorinn, die bey seiner Mama einen Besuch ablegte. Er kehrte ihr den Rücken zu, und antwortete nicht. Hörst du nicht, Franz? sagte die Mamma. So kehre dich doch um, wenn die Leute mit dir sprechen. „Ich will nicht. Sie da— kann sich um sich bekümmern.“ Nun setzte er den Huth auf, und begegnete den andern Kindern, die zu ihm gekommen waren, so entsetzlich grob, daß sie alle weggiengen.

Der älteste Sohn des Predigers sagte: O! kommt, Kinder! wer kann das ausstehen? Als sie über den Hof giengen, begegnete ihnen der Kutscher. Der fragte: warum sie schon weggehen wollten? Da klagten die Kinder über Franzens Unhöflichkeit. Ja! sagte der: dat is unse Junker Grobian.

Fritze war allerwegen als ein unhöflicher, unbescheidener und häßlicher Junge bekannt. Man nennte ihn nur den kleinen Bauer. Keiner konnte ihn leiden, und kein Kind wollte mehr mit ihm umgehen. So blieb er in seinen Worten, in seinen Gebärden, in seinem ganzen Betragen. Als er groß wurde, und von Universitäten kam, konnte er unter höflichen und artigen Leuten gar nicht fortkommen. Er wurde Informator; aber wie lange? Die Kinder lernten nichts als Grobheiten von ihm. Da wurde er bald abgeschaft. Und so giengs von einem zum andern, bis er sich zuletzt auf einem Dorfe einmiethen mußte, und unter den Bauern sein Leben endigte.

Lottchen hatte sonst den Ruhm eines artigen und fleißigen Kindes gehabt; aber seit einiger Zeit sich viele unhöfliche Manieren, insonderheit bey Tische, angewöhnt. Es

ließ

ließ auch schon gegen andere mehr Unbescheidenheit blicken, als sonst; und, was das ärgste war, sogar gegen seine Aeltern. Die Mutter hatte neulich das kleine Kind auf dem Schooße. Da sagte sie zu Lottchen: Reiche mir einmal dort das Schnupftuch vom Tische her. Erst that sie, als hörte sie nicht. „Lotte! hörst du nicht? das Schnupftuch da.“ Da nahm sie das Tuch, und warf es der Mutter so hin, als wenn man einem Hunde etwas vorwirft.

Pfuy! mußte selbst das Kindermädchen sagen: das war auch sehr unbescheiden.

Nach einiger Zeit merkte Lottchen, daß es nicht mehr so geachtet wurde, wie sonst. Es klagte es der Mutter: Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß mich die Leute nicht mehr so lieb haben. Das will ich dir wohl sagen, sprach die Mutter: weil du jetzt so unhöflich und unbescheiden bist.

XXIX.

Einige Tischregeln.

1) Sitze gerade, und mit den Füßen stille.

2) Sey bescheiden und höflich, besonders wenn Fremde da sind.

3) Iß reinlich, und lege alles hübsch auf den Teller.

4) Spiele nicht mit dem Brode, und verkrume nichts.

5) Fordre nichts, sondern sey zufrieden mit dem, was du bekömmst. Das heißt Aufstippen.

6) Schiele nicht neidisch nach dem Teller der andern, ob eins ein Bißchen mehr bekömmt.

7) Sprich nicht eher, als bis du gefragt wirst, und falle andern nicht in die Rede, wenn sie sprechen.

8) Lege dich nicht mit den Händen oder Armen auf den Tisch.

9) Wenn du trinkst, so wische dir erst den Mund ab.

10) Lauf nicht eher vom Tisch, als bis dirs erlaubt wird.

11) Iß nicht gierig und heißhungrig, sondern langsam.

12) Spiele nicht mit Messer und Gabel.

13) Lecke die Finger nicht ab, oder habe sie nicht immer im Munde.

14) Lege Messer, Gabel und Serviette ordentlich zusammen, wenn du aufstehest.

15) Schmatze nicht so, wenn du issest, daß man glauben muß, man sey bey gewissen Thierchen im Stalle.

16) Bete lieber gar nicht, als daß du aus Gewohnheit und ohne Andacht betest.

XXX.

Das verführte Kind.

Ach! lieber Herzensvater, ich bitte Sie gar zu sehr, schlagen Sie mich doch nicht. Ich kann nichts dafür. So kam Moritz nach Hause geschrien, und sah aus, wie ein Schornsteinfeger. Ganz schwarz, mit Koth und Moder überzogen.

Der Vater erschrak, als er ihn sah. Denn, hätte er ihn nicht an der Stimme erkannt, so wußte er nicht, wer es war. Himmel! Moritz, sagte der Vater, wie siehst du aus? Wo hast du gesteckt? Gehe mir vor den Augen weg, und erwarte deine Strafe.

Moritz gieng voll Furcht und Angst weg. Er wußte sich nicht zu helfen, noch zu rathen, bis sich die eine Magd über ihn erbarmte, und ihn vor dem Brunnen rein abwusch. Da zitterte und bebte der arme

Schelm.

Schelm. Nun wurde er trocken angezogen und ins Bette gelegt.

Unter der Zeit kamen zwey Fischer und wollten den Vater sprechen. Was bringt ihr mir, ihr guten Leute? sagte er. „Wir wollten uns von dem Herrn ein Trinkgeld holen, daß wir seinen Sohn han aus dem Graben gezogen. Er stack schon so tief darinn, daß wir nur den Schwanz noch sahen. Dabey han wir ihn rausgetreckt. Ein Augenblickelken später, so war he weg. Er hadde kein Leben meh', da er herauskam, bis wir ihn auf den Kopf stellten, daß ihm das Wasser aus dem Halse lief."

Nun erschrak der Vater erst recht. Denn vorher meynte er nur: Moritz hätte sich in der Gosse umgekehrt. Ach! ihr guten Leute, sagte er, da habt ihr etwas für eure Mühe, und noch vielen Dank, daß ihr mir meinen Sohn gerettet habt. Aber sagt mir

doch, wie ist es denn gekommen, und wo ists geschehen?

Ja! antworteten die Leute, das wissen wir selbst nicht recht. Draußen im Stadtgraben ists geschehen, der halb abgelassen ist, wo wir eben fischten. Da waren noch mehr kleine Jungen im Kahne. Und da schrien sie auf einmal. Da liefen wir zu. Denn wir waren ganz unten. Da stack der aber schon drinn.

Nun ließ der Vater Moritzen kommen, und sagte: Hättest du nicht empfindliche Strafe verdient? Was hast du gemacht? Wo bist du gewesen? Ich denke, du bist in der Schule. Und nun bist du auf dem Graben. Ich weiß schon alles. Wirst du mir nicht alles ehrlich erzählen, oder wirst du noch dazu lügen, so sollst du deine Strafe nicht wissen.

Ach lieber Vater! schluchzte dieser. Vergeben Sie mirs doch. Ich kann nichts dafür. Was? rief der Vater, gottloses Kind! du willst dich noch entschuldigen? Du könntest nichts dafür? Warum bist du ohne mein Vorwissen aus der Schule gelaufen? Hören Sie doch nur, lieber, lieber Vater! Nur ein Wörtchen, daß ich nichts dafür kann. Als ich in die Schule gieng, begegnete mir Christian, und sagte: Draussen auf dem Graben wird gefischt. Komm mit. Die andern gehen auch mit. Es ist keine Schule. Da gieng ich mit. Sehen Sie wohl, daß ich nichts dafür kann. So kams.

Du bleibest doch noch bey deinen vier Augen; aber erzähle weiter.

Als wir herauskamen, sagte Christian: Komm, ich will dich kahnen. Da stieg ich in den Kahn, und er kahnte fort. Nun

gab er mir die Stange in die Hand, und sagte: Da, stecke die hinein, so wirds recht gehen. Ich that das. Da gieng der Kahn unter mir weg, und ich lag drinn. Weiter weiß ich nicht, wie mir geschehen ist, bis ich mich erholte, und die Fischer bey mir standen. Christian aber und die andern waren über alle Berge. Ich kann nichts dafür. Christian ist an allem Schuld. Vergeben Sie mirs doch. Wollen Sie, lieber Vater?

Ja! das will ich, weil dich Gott aus einer so augenscheinlichen Todesgefahr gerettet hat. Ach! Gott! wie bald konntest du weg seyn, wenn die Fischer nicht da waren! Elendiglich hättest du im Moraste ersticken müssen. Aber unschuldig bist du nicht. Ach! Vater, rief Moritz noch immer, Christian, der böse Christian, hat mich verführt.

So? der hat dich verführt? erwiederte der Vater. Also meynst du, daß du deswegen unschuldig wärest? Doch davon wollen wir morgen weiter sprechen. Jetzt gehe zu Bette, und danke Gott, daß er dich so gnädig errettet hat.

XXXI.

Fortsetzung des dreyßigsten Stücks.

Vater.

Nu, wie ists, Moritz? Hast du nachgedacht? Bist du noch so unschuldig?

Moritz. Christian hat mich verführt. Er sagte: es wäre keine Schule

Vater. Warum hast du dich denn aber verführen lassen? Mußtest du ihm gleich glauben? Konntest du nicht erst zum Lehrer gehen und fragen?

Moritz. Ja! das hätt' ich thun können. Aber ich dachte nicht daran. Und das Fischen auf dem Graben —

Vater. Das steckte dir im Kopfe. Darüber vergaßest du allen Gehorsam. Warum kamst du aber nicht erst zu mir? Bist du nicht ohne mein Vorwissen allein herausgegangen? Hättest du mich erst um Erlaubniß gebeten, ich wäre wohl selbst mitgegangen, und hätte dir diese Lust gemacht. Dann wärst du gewiß zu dem Unglück nicht gekommen.

Aber so gehts, wenn Kinder ohne Aufsicht, ohne Vorwissen ihrer Aeltern herumlaufen. Dann folgt ihnen die Strafe auf dem Fuße nach. Dann kommen sie zu Unglück, daß sie nicht wissen, wie? Dann kommen sie oft elendiglich ums Leben. Denkst

du nicht mehr an den kleinen Ertrunkenen in Dessau? *) Kannst du noch nichts dafür?

Moritz. Ach ja! bester Vater, nun erkenne ichs, daß ich gefehlt habe. Ich hätte dem Christian nicht folgen sollen.

Vater. Siehest du wohl, daß es nun ganz anders klingt? So gehts aber, wenn die Kinder denken: sie wären selbst schon klug und verständig genug, sich zu führen und in Acht zu nehmen. Merkst du denn nicht, daß der böse Bube, Christian, die Absicht hatte, dich zu verführen, daß du solltest ins Wasser fallen?

Moritz. Nein! Vater, das sehe ich noch nicht. Er sagte nur: ich sollte mich auf die Stange legen.

Vater. Das war es eben, wodurch er dich verführt hat. Wenn du dich vorn auf die Stange legtest, so gieng der Kahn unter

*) Siehe das erste Bändchen S. 76.

ter dir weg, und du lagst drinn, wie auch geschehen ist.

Moritz. Ja! so kam es. Ich war aber nicht Schuld daran.

Vater. Wer denn? Hättest du nicht gefolget, so wärest du nicht gefallen. Muß man denn an gefährlichen Orten gleich alles thun, was entweder böse Buben, oder unverständige Kinder sagen?

Der Verführte hat so wohl Schuld, als der Verführer.

Verstehst du das nun, Moritz?

Moritz. Ach ja, Vater! Ich hab' es erfahren.

Vater. Das dächt' ich auch. Wenn dir Jemand ein Messer gäbe, und sagte: Stich damit deine Schwester todt, und du thätst es: hättest du keine Schuld? Könntest du sagen: Warum hat er mir das Messer gegeben? Oder wenn dir Jemand sagte: Da

hast

hast du brennenden Schwefel, stecke deines Nachbars Haus an; du thätst es, und wolltest dich hernach damit entschuldigen, daß er dir dazu den Schwefel gegeben hätte? Oder Christian käme, und gäbe dir einen Stock, und sagte: Schlage alle Hühner auf deines Vaters Hofe todt. Könntest du sagen: Ich kann nicht dafür. Er hat mir den Stock dazu gegeben. Siehe, so ist es auch mit dem Kahne.

Moritz. Ach! lieber Vater, ich sehe nun ein, daß ich in allem Unrecht habe. Ich werde mich nicht so leicht wieder verführen lassen. Vergeben Sie mir nur dießmal.

Vater. Das hab' ich dir versprochen. Damit du aber einen Denkzettel deiner Verführung hast, und dich künftig besser in Acht nimmst, so habe ich den Fischern, die dich gerettet haben, alles Geld aus deiner Sparbüchse, über zwey Thaler, gegeben — Und

das

das Kleid, womit du im Moder gesteckt hast, mußt du so lange tragen, als ein Stück daran ist, es mag aussehen, wie es will.

XXXII.

Der Leichvogel.

Marie.

Da schreyet einmal der fatale Vogel wieder. Der wird gewiß einen holen wollen. Höre nur einmal einer an, wie die Kröte kikkert — recht, als ob er lachte und sich freuete. Das hat nun schon einige Nächte so gewährt. Mir grauet, daß ich soll zu Bette gehen. Aber mich soll doch wundern, wen es bedeuten wird.

Wilhelm. Was sagst du da, Marie, von Holen? Wer will denn einen holen? Der Vogel soll einen holen? Was für ein Vogel?

Marie. Wilhelmchen! hörst du denn den Vogel nicht schreyen? Horch doch — das Leichhuhn! Wenn das so schreyet, so wird gewiß einer in der Nachbarschaft sterben. Und wenn wo ein Kranker liegt, und es fliegt ans Fenster, der mag sich dem lieben Gott befehlen, der kömmt gewiß nicht davon.

Wilhelm. Höre einmal, Marie! du sprichst wunderliches Zeug. Sage mir nur erst, was das für ein Vogel ist? — Leichhuhn? Leichvogel? Das verstehe ich nicht.

Marie. Was weiß ichs, was es für eine Kröte ist? Es soll ein kleiner grauer Vogel seyn, wie die Leute sagen, wie ein jung Huhn. Wenns mit ihm richtig wäre, so könnte er hübsch bey Tage kommen; aber so schreyet er nur des Nachts. Genug, wenn er ruft, so muß einer sterben, und das trifft immer ein.

Wilhelm. Du bist dem Vogel erschrecklich gut. Das höre ich wohl. Denn du nennst ihn immer die Kröte. Aber sage mir nur, wie kann denn der Vogel das wissen, wenn einer sterben will, oder, wie du sagst, einen holen?

Marie. Ja! da fragst du mich zu viel. Das weiß ich nicht. Genug, es ist wahr. Es stirbt allemal einer, wo sich die Kröte hören läßt.

Wilhelm. Wenns nur dich nicht bedeutet? Du bist alt genug. Ich möchte es wohl einmal sehen, wenn dich der Vogel holte, wie du dich anstellen würdest?

Marie. Ja! spotte du nur. Ach du lieber Gott! nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage.

Wilhelm. Marie, du bist ja über siebenzig Jahre alt, und hast einen grauen Kopf.

Marie. Das ist das einzige Sprüchelchen, das ich beten kann. Weiter habe ich nichts gelernt. Ach es ist mir recht schwer auf dem Herzen!

(Wilhelm sitzt bey Tische immer in Gedanken.)

Mutter. Was fehlt dir, Wilhelm! Sitzest du doch, wie im Traume.

Albertine. Er ist in Angst, der Leichvogel wird ihn holen.

Wilhelm. Ich hätte bald was gesagt. Bekümmere dich um dich.

Mutter. Sachte, sachte! Kannst du deine Schwester nicht besser anfahren? Wer hat dir wieder was in den Kopf gesetzt? Es ist doch gar zu ein leichtgläubiger Junge. Alle Possen glaubt er. Alles läßt er sich aufbinden. Und es schadet dir nichts, wenn du dich vor allen alten Weiberhistörchen

 fürch-

fürchtest. Was ist das einmal wieder mit dem Leichvogel?

Albertine. Marie sprach heute Abend davon unten in der Stube. Ich habe aber nicht einmal recht darauf gehört.

Wilhelm. Da riefe des Abends und Nachts ein Vogel, sagte Marie. Es müsse dann einer in der Nachbarschaft sterben, wenn er sich hören ließe — und er hole die Leute. Das hab' ich jetzt so bey mir bedacht, obs wohl wahr wäre?

Mutter. Ey! das wundert mich, daß du daran noch zweifelst. Das hat dir ja Herr Erich, dein Lehrer, schon oft genug gesagt. Das hast du ja von deinen Aeltern und andern verständigen Leuten ebenfalls schon gehört.

Wilhelm. Sie, Herr Erich, hätten mir das gesagt? Nein, liebe Mutter! ich habe

es noch von keinem Menschen gehört. Ich kenne auch den Vogel nicht.

Erich. (lacht) Merkst du denn nicht, Wilhelm! wo deine Mutter hin will? Weil du es weder von deinen lieben Aeltern, noch von mir und andern verständigen Leuten, sondern allein von Marien gehört hast, so mag die Sache wohl eben nicht so sehr richtig seyn. Mariens Philosophie ist nicht weit her, und es sollte mir leid thun, wenn mein Wilhelm und Albertine nicht klüger wären, als Marie mit ihrem Aberglauben.

Wilhelm. Lieber Herr Erich! thun Sie mir doch den Gefallen, und sagen mir, wie es mit dem Leichvogel eigentlich ist. Ich will Ihnen gerne glauben.

Albertine. O ja! Herr Erich. Ich bitte auch drum. Ich höre dergleichen gar zu gern, wovor sich die alten Weiber kreuzen und segnen.

Mutter. Und ich werde auch zuhören, da ich in meiner Jugend so viel von dem Zeuge gehört habe.

Oder wollen wirs lassen bis diesen Abend? So haben wir einen angenehmen Zeitvertreib, da ohnehin der Vater verreist ist. Ich weiß das recht gut, daß alles dabey natürlich zugehen muß; aber wie es eigentlich damit ist, das wünschte ich denn doch wohl näher zu wissen.

XXXIII.

Fortsetzung des zwey und dreyßigsten Stücks.

Erich.

Zuerst, Albertine! muß ich dir eine Erinnerung geben. Du sagtest vorher: du hörtest das gar zu gern, wovor sich die

alten

alten Weiber kreuzten und segneten. Das scheint eine Spötterey über die Einfalt zu seyn. Die guten Leute wissen es nicht besser, und sind nicht so, wie ihr, erzogen. Man muß sie aber nicht verspotten, sondern zu bessern suchen. Nun will ich weiter erzählen.

Der Aberglaube pflegt in der Natur alles zu seinem Vortheil auszulegen. Und da sind auch die armen unschuldigen Vögel nicht einmal frey geblieben. Denen giebt man auch genug Schuld, woran die armen Geschöpfe nie denken, denken können, und gedacht haben. Wilhelm! was hatten wir doch neulich aus der Acerra philologica von dem Fluge der Vögel bey den alten Römern?

Wilhelm. Daß sie aus dem Fluge der Vögel Glück oder Unglück wahrsagen wollten.

Erich. Noch jetzt macht man die armen Eulen gar zu Todespropheten.

Mutter. O! das ist es noch nicht alles. In meinen jüngern Jahren hieß es: Wenn des Nachts die Eulen schrien, die Katzen sich bissen, die Hunde heulten, so müßte entweder einer sterben, oder es würde Feuer entstehen, oder Krieg werden. Viel Wind solle auch Krieg bedeuten.

Erich. Ja! die Sache ist so weit gekommen, daß der Vogel einen ordentlichen Namen bekommen hat, und der Leichvogel heißt, weil er durch sein Geschrey anzeige, daß bald wo in einem Hause eine Leiche, oder ein Todter seyn würde.

Albertine. Davon heißt er auch wohl das Leichhuhn?

Erich. Ja! eben davon.

Wilhelm. Wenn ich nur erst wüßte, was es für ein Vogel wäre! Gehört hab' ich ihn wohl, daß er rief: Ki! Ki! Ki! aber noch nie gesehen.

Erich. Wenn ich dir aber sage, Wilhelm! daß du den Vogel wirklich schon lebendig und todt gesehen, aber nicht gewußt hast, daß es der Leichvogel sey! Was meynst du dazu?

Wilhelm. Wo wäre denn das gewesen?

Erich. Besinne dich nur. Als wir neulich Abends an dem kleinen Flusse an den Weiden herunter giengen, da flog ein grausprenklicher Vogel heraus, der schrie: Kiki! Kiki! Kliwit! Weißt du das nicht mehr? Du liefst ja noch hinterher, da er nach der alten Steinwarte auf dem Berge flog.

Wilhelm. Die kleine Eule?

Erich. Ja! das war der Leichvogel. Da hast du ihn lebendig gesehen. Und neulich in Zerbst, in dem Langhavelschen Kabinet, hast du ihn ausgestopft gesehen.

Wilhelm. Das wäre der Leichvogel?

Erich. Ja! ja! das ist er, und kein anderer. Die kleinste Art von Eulen hier zu

Lande, die man auch den Kauz, das Käuz-lein nennet. Dieser Vogel wohnt in hohlen Weiden, in alten Thürmen, Scheunen und Gebäuden. Im Herbst und Frühjahr kommen sie gern in die Städte, und schreyen des Nachts den Leuten die Ohren voll. Nun aber frage ich dich: Kann der Vogel wohl wissen, anzeigen und offenbaren, wenn einer sterben soll?

Wilhelm. Nein! das kann wohl kein Vogel. Das weiß ja nicht einmal ein Mensch von dem andern.

Erich. Siehst du wohl? Woher sollte das auch ein unvernünftiger Vogel wissen? Wenn es wahr wäre, so müßte er den besonders anzeigen können, der sterben sollte, und der müßte denn auch gewiß sterben. Der dumme Vogel weiß seinen eigenen Tod nicht einmal. Als ich noch in meiner vorigen Kondition war, da schrie mir

auch

auch einer einmal alle Abend vor meinem Kammerfenster auf der Scheune, daß ich nicht studiren konnte. Ich holte die Windbüchse, und schoß ihn herunter. Da lag er, und ich lebe noch.

Mutter. Zuweilen soll es aber doch zutreffen, daß der Kranke stirbt, wo der Vogel vor dem Fenster schreyet. Ich habe das selbst bey meinem seligen Vater erlebt, daß er ans Fenster geflogen kam, und ganz toll war, da er in letzten Zügen lag. Es kann das aber andere Ursachen haben, und ganz natürlich zugehen.

Erich. Darauf will ich gleich hernach antworten. Jetzt aber sage ich nur so viel: Es kann wohl seyn, daß etwan einmal hier oder da einer in der Gegend oder Straße gestorben ist, da der Vogel rief. Das trifft wohl zusammen. Aber sage mir einmal, Wilhelm, ob du glauben kannst, daß der

Vogel daran Schuld sey, und daß sein Schreyen nichts anders, als den Tod des Menschen, bedeutet habe.

Wilhelm. Das kann ich freylich nicht.

Erich. Also siehst du, wie wenig Grund ein solches Geschwätz hat. Der Mensch wäre doch wohl gestorben, wenn auch kein Vogel dahin gekommen wäre. Ein andermal ruft er vor oder in dem Hause eines Kranken, bey dem man aufs Ende wartet. So weiß ichs, daß er einmal vierzehn Tage hinter einander, Tag und Nacht oben in der Bodenluke einer alten Frau saß, und unaufhörlich schrie. Die Frau war einige siebenzig Jahr alt, und hatte schon über ein Vierteljahr gelegen. Da sagten die Leute: die wird gewiß reisen müssen. Und sie lebt noch. Also triffts unter hundertmalen nicht einmal ein.

Wilhelm. Aber was sagen Sie zu dem Exempel, das die Mutter vorher anführte?

Erich. Das läßt sich bald erklären. Der Vogel gehört unter die Aasvögel, und hat eine erstaunlich starke Witterung. Das heißt: er kann solche Dinge, die stark riechen, als todtes Aas, Arzeneyen, und Kranke, die an Faulfiebern, Frieseln, u. s. w. — auch die in letzten Zügen liegen, und schon inwendig anfangen zu faulen, sehr weit riechen. Der Geruch der Krankenstuben zieht ihn besonders herbey. Da kömmts denn, wenn er hungrig ist, daß er oft an das Fenster fliegt, wo solche Kranke liegen, die schon aashafte Ausdünstungen von sich geben. In den Krankenstuben ist auch die ganze Nacht Licht, und er fliegt auch gern nach dem Lichte. Das geht denn alles sehr natürlich zu, und solche Kranke hätten denn ohnehin bald sterben müssen.

Mutter. Das war meisterhaft erklärt, Herr Erich.

Wilhelm. Nun bekomme ich auch ganz andere Gedanken von der Sache. Meinethalben mag er nun schreyen, so viel als er will. Mich soll er gewiß nicht holen.

Erich. Ja! es wäre auch eine traurige Sache um der Menschen Leben, wenn jeder Vogel, oder jedes pickende Wandwürmchen, mir meinen Tod anzeigen sollte. Das wußte David in der Bibel besser: Meine Zeit stehet in deinen Händen.

XXXIV.

Der feurige Drache.

Anne.

Ach! gestern Abend, was ich da gesehen habe, das darf ich fast keinem Menschen sagen.

Catha-

Cathrine. Also mir auch wohl nicht. Denn ich bin ein Mensch. Das muß etwas recht Sonderbares gewesen seyn.

Anne. Das war es auch. Da zogs vom Himmel herunter — ach! Gott sey bey uns! und hatte einen Schwanz — wohl zehn Ellen lang. Lauter Feuer — lauter Funken, wie ein Drache. — Gerade da nach dem Schornsteine der — hin. Ich mag sie nicht berufen. Da gabs denn heute früh brav Butter, Käse und Eyer, Speck und Würste — in schwerer Menge vor der Thür. Wo wollte die Frau das sonst her kriegen, wenns ihr nicht der Drache brächte? Ich habs mein Tage so weit nicht bringen können. Was sollten sonst auch die rothen Augen des Weibes bedeuten, wenn sie nicht den feurigen Drachen so oft sähe? — Die alte böse Hexe!

Cathrine. Anne! Anne! Was sprecht ihr da? Redet euch ja nichts über den Hals. Ich will euch nicht verrathen. Wenn das aber die Frau wüßte, sie würde euch behexen, daß euch weder Sonne noch Mond beschiene. Ich meyne da unter dem Rathhause in dem Stübchen unter der Erde.

Anne. Ich wollte es ihr schon beweisen. Mit meinen Augen hab' ich ihn in den Schornstein hineinfahren gesehen. Ich habe Zeugen darüber.

Cathrine. Wen denn?

Anne. Wen denn? Als wenn sie's nicht gehört hätte? Den Drachen, wenn sie es wissen will.

Cathrine. Wer weiß, was ihr gesehen habt? Laßt euch ja nichts merken, daß es die Kinder nicht hören. Ihr dürftet sonst von unserer Frau einen derben Ausputzer kriegen. Ich glaube aber, sie hats lange

aus-

ausgeschwatzt, und die Kinder wissen schon was davon.

(Dorchen ruft und schreyet des Abends ganz erschrecklich im Bette. Ach Mutter, Hu! hu! hu! Mutter! kommen Sie mir zu Hülfe. Er will mich fressen.)

Cathrine. Da haben wirs. Das dacht' ich wohl.

Mutter. Cathrine! geht doch einmal herein, und seht, was dem Kinde fehlt.

Cathrine. Schlaf Sie ein, Dorchen. Wir sind alle hier. Es thut ihr keiner was. Es hat ihr geträumt.

Dorchen. Ach Cathrine! Mutter! Ich muß heraus. Ich kann nicht bleiben. Da war er am Bette. Lauter Feuer.

Mutter. Kind! was denn? Wer war da? Fürchte dich nicht. Wir sind ja hier.

Dorchen. O! nehmen Sie mich doch mit. Ach! der feurige Drache kam da herunter und wollte mich verschlingen.

Mutter. Möchte man sich nicht todt ärgern! Wer mag nun dem Kinde wieder was in den Kopf gesetzt haben?

Cathrine. Ich nicht, Frau Doktorn.

Mutter. Kind! wer hat dir denn das gesagt?

Dorchen. Ach! Anne sagte gestern Abend, der Drache sey in den Schornstein gefahren. Da kam mirs vor, wie ich einschlafen wollte, als ob er zu mir ins Bette käme.

Mutter. Ganz gewiß muß ich das Weib ihres Aberglaubens wegen noch abschaffen. Es verdirbt mir alle Kinder. Glaube du das nicht, liebes Dorchen! Es giebt keinen feurigen Drachen, der den Leuten was zu Leide thut. Morgen will ich dir alles erzählen, wie es damit ist. Schlaf du nur ganz ruhig.

Cathrine.

Cathrine. Ich habe es ihr genug gesagt, sie sollte den Kindern nichts vorschwatzen. Aber es war schon geschehen.

Mutter. Nun, morgen soll sie fort. Denn sie ist nicht zu bessern. Sie lebt und stirbt bey ihrem Aberglauben. Aber ich muß es doch dem Vater und Herrn Liebmann sagen. Was meynen Sie wohl? So ists gestern Abend mit Dorchen im Bette ergangen. Ich habe bald den Tod vor Schreck gehabt. Und daran ist keiner Schuld als Anne.

XXXV.

Fortsetzung des vier und dreyßigsten Stücks.

Vater.

Gleich sollen alle Kinder kommen, und Dorchen auch. Mein Kind! hast du dich denn gestern Abend so vor dem Drachen gefürchtet? Da müßt' ich dich recht auslachen.

Dorchen. Ja, Vater! Anne hat ihn sehen in den Schornstein fahren.

Vater. Das kann wohl seyn. Und das ist doch kein feuriger Drache — kein lebendiges greuliches Thier, das dir was zu Leide thut. Das glaube du mir auf mein Wort.

Liebmann. Und auch auf mein Wort, liebes Dorchen. Ihr andern aber werdet doch wohl nicht mehr darinn Einen Glauben mit Annen haben?

Franz. Nein, gewiß nicht, Herr Liebmann.

Karl. Erzählen Sie uns davon.

Albertine. Die alte Anne hält die Frau für eine Hexe, in deren Schornstein der Drache gefahren wäre.

Liebmann. Das könnt ihr glauben, lieben Kinder! daß das der einfältigste Aberglaube ist, der nur seyn kann. Was der sonst in der Welt für Schaden gethan hat, und was der für unmenschliche Grausamkeiten an den unschuldigen Leuten, wenn sie als Hexen angeklagt wurden, verübt hat, das ist mit Worten nicht auszusprechen. Aber erst noch etwas von dem feurigen Drachen. Komm her, mein Dorchen! setze dich hier auf meinen Schooß, und höre zu.

Als wir neulich Abend am Johannistage draußen im Busche waren, wie wars da um die Büsche herum, und in der Luft?

Franz. Als wenn die Büsche brennten, und die Luft voll Sternchen wäre.

Liebmann. Da fürchtetet ihr euch wohl recht?

Karl. Ja, anfänglich; aber hernach nicht mehr. Da wurden wir so dreist, daß wir die leuchtenden Dingerchen selbst fiengen. Es waren Johanniswürmchen, die ein ganz scharmantes Licht von sich gaben, und doch nicht brannten. Da war alle Furcht weg.

Liebmann. Hast du die nicht auch gesehen, Dorchen?

Dorchen. O ja! es waren gar zu niedliche Würmchen.

Liebmann. Das gieng denn doch sehr natürlich zu. Als wir aber den Abend gegen zehn Uhr über die Wiese nach Hause giengen— da der feurige Strahl am Himmel durchzog — da unser Bedienter sagte: Es

schnuppt

schnuppt oder putzt sich ein Stern — da waret ihr wohl recht in Furcht?

Franz. Nein, gar nicht, Herr Liebmann. Sie sagten uns ja, daß der Schein viele hunderttausend Meilen von den Sternen weg wäre. Es sey nichts als eine Entzündung schweflichter Dünste in der Unterluft. Wenn nun der Strich ausgebrannt wäre, und weiter nichts mehr vorhanden sey, so höre es auf zu leuchten, und habe sich verzehrt.

Liebmann. Du hast gut behalten. Eben als wenn wir am Freyschießen einen Strich mit Pulver machen, und den vorn anstecken, so läuft das Feuer bis ans Ende, und da hörts von selbst auf. **Dorchen**! du hast ja die Sternschnuppe auch gesehn, wie es die Leute nennen?

Dorchen. Ja, recht gut, und fürchtete mich nicht.

Liebmann. Nun, so glaube doch auch der alten einfältigen Anne nicht mehr, wenn sie dir vom feurigen Drachen vorschwatzt, der in den Schornstein gefahren wäre. Glaube mir und deinen Aeltern mehr, als dem alten Weibe. Was sie da gesehen hat, ist nichts anders, als eben eine solche Lufterscheinung, die sich entzündet hatte. Mehr als hundertmal hab' ich dergleichen des Nachts am Himmel auf dem Postwagen, auf meinen Reisen gesehen.

Dorchen. Aber er ist ja in den Schornstein gefahren?

Liebmann. Auch das geht sehr natürlich zu. Weil die Schornsteine enge, und oben offen sind, so haben sie einen starken Zug. Daher ziehen diese feurige Strahlen gerne dahin. Wo sie durchgezogen sind, da läßt es, als ob sie einen langen Schwanz hinter sich hätten. Daher sie auch die dum-

men

men Leute für Drachen mit langen Schwänzen ansehen.

Dorchen. Nun will ich mich auch nicht mehr davor fürchten. Aber Anne sagte noch: er brächte Eyer, Butter und Käse in den Schornstein, und denen er was brächte, das wären Hexen. Das verstehe ich nur nicht.

Liebmann. Morgen mehr, liebes Kind! Gehe du jetzt ganz getrost zu Bette.

XXXVI.

Fortsetzung des vier und dreyßigsten Stücks.

Liebmann.

Hast du gut geschlafen, mein Dorchen? Hat dir der feurige Drache nichts gethan?

Dorchen. O nein! gar nichts. Ich dachte wohl dran; aber ich fürchtete mich nicht mehr. Wissen Sie wohl, daß Anne schon fort ist?

Liebmann. Das ist recht gut, mein Kind! Die einfältige Frau hätte euch durch ihren Aberglauben alle verdorben, und zeitlebens unglücklich gemacht.

Dorchen. Aber, Herr Liebmann! von den Hexen.

Alle. O ja! von den Hexen. Davon möchten wir gerne von Ihnen etwas hören; aber nicht von Annen.

Liebmann. O danket Gott, liebsten Kinder! daß wir in bessern Zeiten leben, da Dummheit und Aberglaube nicht mehr herrschen, und ihr besser unterrichtet werdet! Was Anne von Butter, Käse und Eyern erzählt hat, ist bloßer Neid und Lügen. Da durfte sich vor zweyhundert Jahren etwan

wan eine Frau durch Fleiß und Ordnung ein Bißchen in Nahrung setzen, so hieß es gleich: der Drache brächte es ihr. Und wenn denn das von ohngefähr dazu kam, daß in ihren Schornstein ein solcher Feuerstrahl zog, so war es richtig, daß sie eine Hexe war, und mit den bösen Geistern Umgang hatte. Kinder! das glaubt ihr gar nicht, was damals die Menschen unglücklich waren! Da durfte eine solche Kreatur, wie Anne, nur zur Obrigkeit kommen, und sagen: Die und die ist eine Hexe. Ich habe den Drachen in ihren Schornstein fahren sehen. Gleich wurde sie eingezogen, wenn sie auch noch so unschuldig war, und durch den Scharfrichter so lange gemartert, bis sie vor Schmerz und Angst Dinge bekannte, die sie nie gethan hatte, um nur der Quaal abzukommen. Und dann wurde sie lebendig verbrannt.

Albertine. Ach! das müssen ja erschreckliche Zeiten gewesen seyn! Jetzt sind doch die Leute so dumm nicht mehr.

Liebmann. Zuweilen noch dumm genug. Nur der Aberglaube hat die Macht nicht mehr, die er sonst hatte. Denn damals glaubten die Obrigkeiten und Geistlichen selbst solch Zeug noch. Als ich mich neulich einige Tage in Q**** aufhielt, hab' ich auf dem Rathhause Hexenakten gesehen von 1570, 1578, 1579, 1581, und von 1663, also noch vor hundertundzwanzig Jahren. Da war ein alt Weib, das wurde als eine Hexe angegeben. Es hätte es der Knecht nicht mit übers Wasser auf dem Wagen nehmen wollen. Da habe es die Pferde berufen — den Kobold ins Haus gebracht — Kinder behext, daß sie Löcher in die Beine bekommen, und wie der Tag vergangen wären.

Karl.

Karl O! über das Zeug!

Liebmann. Ja! das ist noch nicht alles. Die alte Frau wird in den Stall gebracht, wo der Kobold, oder ein böser Geist lärmte, polterte und mit Steinen warf. Da wurde sie geschlagen, daß sie den Kobold wieder wegschaffen sollte, sie schrie, und hatte sich sehr übel, sagte auch: sie wüßte von nichts. Das half aber alles nichts. Da mußte der Scharfrichter kommen, und ihr drohen, wie er sie martern wolle. Die Sache kam auch vor die Obrigkeit, sie wurde ins Gefängniß gebracht, und verhört. Sie aber wußte von nichts. Die Obrigkeit schrieb nach Magdeburg und Leipzig an die Gerichtsstühle, daß die ein Urtheil sprechen sollten. Da hieß es:

Man sollte sie in die Torturkammer bringen, und sie mit den Marterinstrumenten schrecken.

Das arme Weib konnte nichts gestehen. Denn es wußte nichts.

Dann kam wieder ein Urtheil: man solle es auf der Tortur peinigen und martern lassen. Würde es dann bekennen, und bey dem Bekenntniß bleiben, so solle man es lebendig verbrennen lassen.

Indessen baten die Leute, wo der Kobold residirte — das war aber lauter Betrug von schelmischen Leuten — man möchte das Weib wieder in den Stall bringen lassen. Denn so lange es da wäre, sey der Kobold stille.

Was geschahe? Das arme unschuldige Weib, das wußte, was es noch vor Marter auf der Tortur ausstehen sollte, erhieng sich selbst an einem Stricke — Da hatte der Proceß ein Ende.

Franz. Ach in welchen glücklichen Zeiten leben wir!

Lieb=

Liebmann. Das Schrecklichste war, daß damals alles diesem Aberglauben ergeben war. Gelehrte und Ungelehrte — Vornehme und Niedrige. In den Akten steht: Der Doktor, der bey den behexten Kindern gebraucht wäre, hätte selbst gesagt: die Krankheit könne von nichts anders herrühren, als von bösen Leuten, welche die Kinder berufen hätten. Ja, es steht sogar darinn: daß man auf den Kanzeln für das Haus gebeten hätte, wo der Kobold wäre: daß doch Gott die Leute von dem bösen Geiste befreyen möchte!

Mutter. I! das ist ja ganz erschrecklich. Da wird einem angst und bange, wenn man nur an die Zeiten denkt.

Liebmann. Es gieng so weit, daß unter dem Schein des Aberglaubens und der Hexerey, alle Bosheit und Rache gegen die unschuldigsten Leute ausgeübt wurde. Wenn

einer wider den andern etwas hatte, so durfte er nur sagen: Ich habe den Drachen auf seinem Hause gesehen; oder: Ich habe ihn auf dem Brocksberge gesehen, von dem man glaubte, daß sich in der Walpurgisnacht, oder in der Nacht auf den ersten May, alle Hexen und bösen Geister auf demselben versammleten; gleich war er schuldig, verbrannt zu werden.

Ich sage noch einmal, lieben Kinder! dankt Gott, daß ihr in bessern Zeiten lebt.

Dorchen. Schade für den Drachen. Fort mit den Hexen. Heysa! mich soll keine alte Anne mehr zu fürchten machen.

XXXVII.

Der Donnerkeil.

Christian.

Nun weiß ichs mit einemmale, Vater! warum sich Lotte und Fritze wieder so vor dem Gewitter fürchten. Aber wer hätte an solch Zeug denken sollen?

Vater. Das ist mir sehr lieb, mein Sohn! daß du es ausgekundschaftet hast. Nun werden wir ihnen eher wieder beykommen, und sie von der Furcht befreyen können. Was ist es denn?

Christian. Donnerkeile — Donnerkeile, die bey dem Gewitter mit dem Blitze herunterfielen, und die Leute todtschlügen. Können Sie sich das vorstellen?

Vater. So lange es die armen Kinder nicht besser wissen, so lange glauben sie auch alles, was ihnen andere vorsagen, zumal

wenn es nur ein Bißchen sonderbar und wunderlich klingt. Aber auf die Donnerkeile wär' ich selbst nicht gefallen. Wer mag ihnen denn das weiß gemacht haben!

Christian. Wir waren doch neulich Abends in der Mühle, wo das letzte Gewitter in die Pappel geschlagen hatte. Da war unter dem Baume ein Loch in der Erde. Da fragte Fritze und Lotte: was das wäre. Die Leute, sagte der Knappe, haben die Donnerkeile ausgraben wollen — Und nun erzählte er ihnen viel von Donnerkeilen, die mit dem Blitze herunterfielen, daß die Kinder Maul und Nase aufsperrten. Und seit der Zeit fürchten sie sich wieder. Ich möchte doch selbst gerne wissen, wie es damit beschaffen wäre, ob ich gleich nicht glaube, daß sie aus den Wolken mit dem Blitz herunterfallen. Der Knappe sagte: er habe sie oft im Acker gefunden.

Vater. Stille! stille! heute Mittag wollen wir sie kriegen, und ihnen die Furcht bald benehmen. Dann sollst du auch erfahren, was die Donnerkeile eigentlich sind. Fang du nur davon an.

Christian. Lieber Vater! wissen Sie was? Lotte und Fritze fürchten sich vor den Donnerkeilen.

Vater. Das will ich doch nicht hoffen, daß ihr euch deswegen auch wieder vor dem Gewitter fürchtet? Es kömmt mir aber bald so vor.

Fritze. Ja! Vater; aber denken Sie einmal, wenn einem ein solch Ding auf den Kopf käme?

Lottchen. Es sollen böse Dinger seyn.

Vater. Habt ihr schon welche gesehen?

Fritze. Nein! aber die Leute sagens doch.

Vater. Wir wollen davon ein andermal sprechen. Lauf aber jetzt einmal auf meine Stube. Da steht eine Schachtel auf dem Tische. Die hat mir gestern ein guter Freund mit artigen Sachen geschickt, und die will ich euch heute zeigen.

Fritze. Hier ist die Schachtel. Sie ist aber sehr schwer.

Vater. Seht einmal, was das für kuriöse Dinger sind! Da hast du eins, Fritze, und du auch, Lotte.

Fritze. Das sind ja schwarze Steine, wie ein Beil, oder wie ein Hammer.

Lottchen. Sieh doch, Fritze! in jedem ein Loch.

Vater. Das soll es auch seyn. Christian! nun höre zu. Wißt ihr nun, Lotte und Fritze, was ihr da in der Hand habt?

Fritze. Steine mit Löchern.

Vater. Das sind Donnerkeile.

Fritze.

Fritze. Donnerkeile? Ueber die Streiche. Es sind ja Steine. Hab' ich mir doch darunter ganz andre Dinge vorgestellt.

Lottchen. Ich auch. Ich dachte, es wären feurige Kugeln, oder so was, was der Blitz mitbringe.

Vater. Das ist gar zu schlimm, daß ihr immer dem Schwatzen anderer Leute mehr glaubt, als wenn euch verständige Leute etwas sagen. Daher kömmts auch, daß ihr euch die Dinge ganz anders vorstellt, als sie sind, und drüber in unnütze Furcht gerathet.

Fritze. Ja! die Dinger fallen doch mit dem Blitze vom Himmel herunter.

Vater. Das lassen sie wohl schön bleiben. Wer hat denn das schon gesehen?

Lotte. Also kämen sie nicht aus den Wolken?

Vater. Nein! schlechterdings nicht. Laßt euch nun aber sagen, wie es damit ist.

Es ist falsch, ganz falsch, daß solche schwere Steine, wie diese sind, in der Luft fliegen, oder sich darinn halten könnten. Schwere Steine kann die Luft nicht tragen. Und wie wollten auch dergleichen Steine in die Höhe kommen? Die Sonne kann wohl Regendünste in die Höhe ziehen; aber keine Steine. Das begreift ihr doch wohl.

Fritze. Wo kommen sie denn aber her, die Donnerkeile?

Vater. Diese Steine heißen nur bey den einfältigen Leuten so. Es giebt gar keine Donnerkeile. Wenn der Blitz in einen Baum schlägt, so zersplittert das Holz, wie du an der Pappel gesehen hast. Das können solche Steine nicht thun. Das stellen sich nur die gemeinen Leute so vor, weil sie nichts davon

wissen,

wissen, wie ein Gewitter entsteht, und wie der Blitz einzuschlagen pflegt.

Fritze. Vater! sagen Sie doch nur erst, wo sie herkommen, diese Steine?

Vater. Kannst du denn keine Geduld haben? Kömmt dirs aber nicht sonderbar vor, daß diese Steine unten so scharf geschliffen sind, und in der Mitte ein Loch haben? Dieser hier, sieht er nicht aus wie eine Axt? Und der da, accurat wie ein Hammer? Können sie das wohl in der Luft bekommen?

Fritze. Nein, Vater! das begreife ich sehr gut. Aber wo kommen sie denn her?

Vater. Endlich werd' ichs denn wohl sagen müssen. Ihr seht, Kinder! daß diese Steine müssen in Menschenhänden gewesen seyn, weil sie so ordentlich gemacht sind, und das Loch so glatt durchgebohrt ist. Es sind die härtesten Feuersteine, womit man Feuer schlagen kann. Lotte, hole einmal einen

Feuerstahl, da vom Tobacksteller. Seht, wie die Funken stieben, wenn ich schlage.

Lotte. Ja! wirklich auch.

Vater. Diese Steine werden nun an manchen Orten in Deutschland håufig in der Erde gefunden, und von den Knechten ausgepflůgt. Da kann es nun seyn, daß der Blitz einmal in den Acker geschlagen, und ein Loch aufgerissen hat. Als nun die Leute weiter nachgegraben haben, so haben sie solche Steine gefunden. Daraus machten sie denn gleich nach ihrer Einbildung Donnerkeile, und glaubten, daß sie mit dem Blitze heruntergefallen wåren.

Fritze. Sie sagten ja aber vorher: sie wåren in Menschenhånden gewesen?

Vater. Nun! so hőrt wohl zu. Die alten Deutschen vor zweytausend Jahren hatten noch keine solche eiserne Waffen, wie wir jetzt haben. Da schliffen sie sich solche Steine

ne zu Hammern und Aexten. In die Löcher steckten sie Stiele, und schlugen sich damit im Kriege die Köpfe ein.

Fritze. Der Tausend! ich mag meinen Kopf nicht hinhalten.

Vater. Ich auch nicht. Die Stiele sind lange verfault, aber die Steine sind geblieben. Wo nun vormals eine Schlacht gehalten ist, da findet man sie noch sehr häufig. Ich habe bey einem guten Freunde, ohngefähr drey Meilen von hier, in seinem Naturalienkabinette, wohl einige hundert solche Steine von allerley Figuren gesehen, die alle da in der Gegend gefunden waren. Und ein anderer, eine Meile davon, hat einen Todtenkopf, oben mit einem Hiebe in der Hirnschaale, und inwendig klappert der Stein noch, womit er erschlagen ist.

Fritze. Also sind die Donnerkeile nichts anders, als die Streitäxte der alten Deut-

schen? Da werde ich mich schön nicht mehr davor fürchten.

Vater. Die mit dem Gewitter gar nichts zu thun haben.

XXXVIII.

Das Alpdrücken.

Daß doch die Leute immer ganz natürliche Wirkungen unnatürlichen Ursachen zuschreiben! Daraus entsteht viel Aberglaube und unnütze Furcht. Wenn sie die Sache nicht gleich natürlich erklären können, so müssen es Geister, Kobolde, und Gespenster gethan haben, Es knackt ein Bret. Es reißt ein Tisch von frischem Holze, oder der Leim läßt nach, so heißt es gleich: was wird das bedeuten? Das geht nicht von rechten Dingen zu!

So ist es auch mit dem Alp, oder mit dem Alpdrücken.

Ein unter den gemeinen Leuten sehr gemeiner, aber höchst dummer und unvernünftiger Aberglaube. Sie glauben: es käme des Nachts ein gewisses Ding zu ihnen, lege sich über sie her, und drücke sie so entsetzlich, daß sie keine Luft bekommen könnten, sondern bald ersticken müßten. Es kniffe sie braun und blau, daß sie des andern Morgens noch die Blutflecke an sich hätten. Fragt man sie, was ist denn der Alp? so wissen sie es selbst nicht. Genug, die Sage haben sie von Großmutter und Aeltermutter geerbt. Und dabey bleibt es. Es ist der Alp, oder die Marte, wie sie sagen, die sie gedrückt hat. Die armen Leute! Wie sind sie zu bedauern? Doch sie verdienen es beynahe nicht, weil sie es nicht besser haben, und andern verständigen Leu-

ten

ten nicht glauben wollen, wenn sie es ihnen auch erklären.

Da hörten die Kinder sehr fleißig zu, als der Vater das alles bey Tische erzählte, und sagten: Vater! Sie sind ja sehr böse auf den Alp. Was ist denn das für ein Ding? Nichts, gar nichts ist es, erwiederte der Vater, wie sichs die Leute vorstellen. Kein solches Ding, das durch verschlossene Thüren käme, über die Leute herfiele, und sie bald zu Tode drückte. Das glaubt niemals, Kinder! Das ist Mährchen, Fabel, und dummer Aberglaube.

Aber, sagten die Kinder, woher kömmt denn das, daß die Leute wirklich im Schlafe so gedrückt werden, und des andern Morgens braune und blaue Flecke haben?

Das geht ganz natürlich zu, antwortete der Vater, und ich wills euch gleich erklären. Das ist kein solch wunderliches und erdichtetes Ding, wie der Alp seyn soll, sondern das

rührt

rührt von ganz andern Ursachen her. Hört davon ein artiges Geschichtchen.

Ich schlief einmal auf einem Amte, wo der Amtmann mein sehr guter Freund war. Des Nachts wurde vor meiner Stube, wo ich lag, ein gewaltiger Lärm. Ich stand auf, steckte mein Licht an, und ging heraus. Da waren es die Mägde in der Gesindekammer. Da hörte ich allerley Stimmen. „Ach der verdammte Alp! Wo mag das Unthier einmal wieder herkommen? Höre einmal einer an, wie das arme Mensch krunkt — wie ers drückt und peinigt! — und doch sieht man nichts. Marie! hörst du nichts? Wache doch auf? Und so weiter —

Eine andere Magd sagte: Du wirst gewiß den Anwurf nicht übergekettelt haben, daß das Unthier hereingekommen ist. Ja! antwortete die andere: freylich hab' ichs gethan. Nun, so verstehe ichs nicht, sprach die erste,

wo

wo das Ding, Gott sey bey uns! wieder hergekommen ist. Es ist lange nicht da gewesen.

Inzwischen hörte ich die Magd ganz entsetzlich krunken und ächzen, als wenn sie immer ersticken wollte. Ich klopfte darauf an die Thür, und sagte: sie sollten aufmachen, ich wäre es. Indem kam der Amtmann auch, der den Lärm gehört hatte. Als die Kammer aufgemacht wurde, so sahen wir, daß die beyden Mägde vor dem Bette der dritten standen, die beynahe halb todt war. Ach! sagten sie, Herr Amtmann! wir können hier nicht mehr schlafen. Wir haben alles zugekettelt, und doch ist das Beist wieder hereingekommen. Wer ist hereingekommen? fragte der Amtmann, der mit seinem Stocke schon unter den Betten herumstörte. Ach! der verdammte Alp, sagte sie, der Marien so drückt.

Wir fiengen beyde an laut zu lachen, und die Leute sahen uns starr an. Wir giengen

zu

zu Marien vors Bette, und sahen einen kläglichen Anblick. Der Schaum stand ihr vor dem Munde. Die Augen waren offen und starr, und die Brust hob sich entsetzlich. Sie war nicht zu ermuntern. Was mag das seyn? fragte mich der Amtmann. Das Mensch bekömmts oft des Nachts. Was wills seyn, sagten die andern, als der gottlose böse Alp? Haltet das Maul, fuhr der Amtmann auf, mit eurem verwünschten Alp.

Richtet doch das Mädchen auf, sagte ich, daß es mit dem Kopfe höher zu liegen kömmt. Denn es lag erstaunend tief, dazu auf dem Rücken. Hierauf erholte es sich, that einige Seufzer, erkannte uns, wußte aber nicht, wie ihm geschehen war. Ich ließ ihm ein Fußbad machen, und ein Paar Tassen Thee geben. Da erholte es sich völlig, und legte sich wieder zu Bette, doch so, daß es mit dem Kopfe hoch liegen mußte.

Des andern Morgens, als es herunter kam, waren die Arme braun und blau, und große Blutflecken darauf. Hierauf mußte es erzählen, wie ihm gewesen wäre. Als ich mich hingelegt hatte, sagte es, und eben einschlafen wollte, kam mirs vor, als ob etwas wie ein schwerer Sack auf mich fiele, daß mir die Luft entgieng. Und nun wußte ich weiter von meinen Sinnen nicht. Der Chirurgus mußte ihr noch den Morgen zur Ader lassen. Da verloren sich die Flecke auf den Armen.

Was war nun die ganze Sache? Alles ganz natürlich. Es geht so zu. Wenn ein Mensch mit dem Kopfe sehr tief liegt, und dazu auf dem Rücken, so schläft er schon sehr ängstlich. Denn das Blut kann nicht frey umlaufen, und das Herz wird sehr gepreßt. Diese Person war sehr vollblütig, und hatte just die Lage gehabt. Furcht, Einbildung und Schreck vor dem Alp war dazu gekommen

men. Mit Furcht war sie eingeschlafen, weil sie es schon oft gehabt hatte. Durch den gar zu starken Zufluß des Bluts nach dem Herzen, in der niedrigen Lage, war es ihr vorgekommen, als wäre ihr ein Sack auf die Brust gefallen. Und von dem Stocken des Bluts, und der innern Furcht, waren die braunen Flecke auf den Armen entstanden.

Seht also, lieben Kinder! wie durch den Aberglauben von dem Alp eine ganz natürliche Sache falsch vorgestellt wird.

Da wir der Person alles vernünftig erklärten, und sie des Abends nicht zu viel aß, auch sich nicht mehr so tief mit dem Kopfe, und auf den Rücken legte, hat sie nachher kein Alp wieder gedrückt.

XXXIX.

Gefährliches Naschwerk und Spielzeug der Kinder.

Woher mag es doch kommen, daß mehrentheils alle Kinder nach Weihnachten krank sind? So fragte neulich ein Vater den Herrn Doktor Menschlieb, als er zu ihm kam. Von meinen Kindern kann ich das nicht sagen. Die sind nach Weihnachten so munter als vorher. Wenn ich aber andere Kinder ansehe — so weiß, grüngelb, wie die Schatten.

Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete der Arzt. Das geht sehr natürlich zu. Die Aeltern sind selbst Schuld daran, und thun ihren Kindern den größten Schaden — aus närrischer Liebe, weil sie glauben, sie machten ihnen sonst nicht Freude genug, wenn sie ihnen nicht zu Weihnachten so viel Kuchenwerk und andere Fressereyen gäben. Besonders

ders das gefährliche Naschwerk, das der Gesundheit ganz offenbar schaden muß.

Bedenken Sie nur. Wo will das hin? Was essen die Kinder nicht an den Festtagen für eine Menge Kuchen? Ist es nicht bey den Aeltern — doch gewiß bey der Tante und Großmama. Das ließe ich denn noch hingehen, ob es gleich den Kindern höchst schädlich ist. Was bringt das nicht für eine Menge Schleim und Kleister in den Magen und in die Gedärme, worinn sich die Würmer sehr wohl befinden, und nach Belieben vermehren können. Aber nun kömmt das Aergste. Die vielen ranzigen Mandeln und Rosinen, die oft mit einem weißen Staube überzogen sind. Das ist ausgeschlagener Zucker, heißt es. Das schmeckt gut, Kinderchen. Eßt doch. Eßt doch. — Nein! es sind unzählige Milben, die man mit bloßen Augen nicht sehen kann.

Da giebts Zuckerpuppen mit allerhand Farben bemalt — hölzerne beschmierte Puppen, gefärbte Brustkuchen — Das Schlimmste sind die mit Goldschaum oder Zinnplättchen dick beschmierten Marzepanstückchen. Das wird denn alles in den Festtagen durch einander heruntergewürget.

Ist denn das für die Gesundheit so gefährlich, fragte der Vater?

Allerdings, sagte der Arzt. Glauben Sie nur, mir möchten manchmal die Augen übergehen, wenn ich sehen muß, wie offenbar dadurch eine ganze Nachwelt gemordet, oder doch wenigstens ungesund, schwach, elend und unbrauchbar gemacht wird. Wenn ich auf meinen Vortheil, und nicht auf der Kinder Leben sehen wollte, so würde ich schweigen. Denn ich habe zu keiner Zeit mehr zu thun, als nach Weihnachten. Aber ich sehe auf mein Gewissen. Und die Arzneykunst wird

offenbar

offenbar prostituirt. Denn wie ists möglich, da zu kuriren und gesund zu machen, wo man muthwillig selbst die Gesundheit verdirbt, und alle Mittel unwirksam macht? Die Obrigkeit sollte billig alle dergleichen Dinge bey Strafe verbieten. Denn es ist ein subtiles Gift, das die Kinder langsam verzehret.

Ey! das wäre doch erschrecklich! sagte der Vater.

Ja! freylich ist es das, fuhr der vernünftige Arzt fort. Hören Sie nur. Was sitzt nicht an den Zuckerpuppen für dicke Farbe? Wie saugen nicht die kleinen Kinder an den hölzernen Puppen die dicke schmierichte Farbe ab! Wie viele miethige Mandeln und Rosinen — gefärbte Brustkuchen, und dergleichen, werden gegessen! Der schwere Mandelteig von Makronen — und der noch schädlichere ranzige Marzepanteig — was für ein Klumpen in dem schwachen Kindermagen!

Insonderheit der unächte Goldschaum von Kupfer an demselben. Die Kinder essen noch nicht Zuckerwerk genug. Man muß es noch dazu färben und mit Metall schmücken, damit sie destomehr Appetit bekommen mögen. Ist das nicht abscheulich? Erwägen Sie nur, was das für ein Mischmasch in dem Magen werden muß!

Vor ein Paar Tagen wurde ich in ein vornehmes Haus gerufen. Da war ein rechtes Lazareth. Fast alle Kinder lagen zu Bette, und klagten, daß sie so übel wären, und sich immer brechen wollten, und daß es sie entsetzlich im Magen drücke. Die andern, die noch nicht lagen, krochen auf allen Stühlen herum, und sahen aus wie Käse. Ich gab ihnen allen ein kleines Brechmittel. Da kamen alle die herrlichen Sachen: Farbe, Goldschaum, und ganze Klumpen Marzepan, mit dickem Schleim überzogen, wieder zum Vor-

schein. Wenn das nun öfters so kömmt, wie muß das den Magen schwächen! Aber man prediget tauben Ohren.

Von dem doppelten Unglück wissen Sie doch, das in unserer Stadt passirt ist? Hofraths Kind am Thore, von anderthalb Jahren, wird plötzlich krank, bekommt erschreckliche Zuckungen, und stirbt nach ein Paar Tagen. Mein ganzer Verstand stand mir stille, daß gar nichts anschlagen wollte. Auf Befehl des Hofraths mußte ich das Kind aufschneiden. Da hatte es einen metallenen Hemdeknopf im Magen, der schon ganz grün aussah, und stark angefressen war. Vermuthlich hatte die Wärterin nicht Achtung gegeben, daß das Kind damit gespielt und ihn eingeschluckt hatte. Ist das nicht gefährliches Spielzeug?

Das andere Exempel ist fast noch trauriger. Amtmanns kleiner Heinrich bekömmt ei-

nen Degen zum Weihnachtsgeschenke. Er will die Treppe heruntergehen; der Degen kömmt ihm zwischen die Beine, und er fällt so unglücklich, daß sich der Degen vor die Brust stämmt, und ihm gerade durchs Herz gehet.

Stellen Sie sich vor, was die Aeltern mögen für Weihnachten gehabt haben?

XL.

Gefährliche Kinderspiele.

Wenn ihr dieses leset, lieben Kinder, Knaben und Mädchen, so nehmt doch daran ein Exempel, und hütet euch vor gefährlichen Kinderspielen, die euch um eure Gesundheit, um eure gesunde Glieder, ja ums Leben bringen können. Ihr habt ja andere nützliche, angenehme und ermunternde Spie-

le genug, die euch eure guten Aeltern und eure Lehrer mit Vergnügen gönnen. Warum wählt ihr denn immer die gefährlichsten, die euch unglücklich machen können?

Es ist eine recht traurige Geschichte von solchen Kindern, die durch gefährliche Spiele theils zeitlebens unglücklich wurden, theils gar ums Leben kamen.

Jacob war der erste von diesen unglücklichen Kindern. Alles, was er sahe, mußte er vorwitzig nachmachen; alles probiren, was er noch nicht kannte, ohne zu fragen: Kann mir das wohl Schaden thun?

Da war er nun einmal mit auf dem Schießplatze beym Freyschießen. Als es Abend war, kamen seine Kameraden zusammen, und sagten: Laßt uns nun Raketen und Schwärmer fliegen lassen. Hier sind welche. Die gaben denn viele tausend Feuerfunken von sich, wenn sie platzten.

Das war eine Lust. Für Kinder aber immer gefährlich.

Noch gieng alles gut. Nun wurden von angefeuchtetem Pulver Feuermännerchen gemacht und angesteckt. Die sprudelten denn das Feuer so lustig umher, daß die Kinder hüpften und sprangen.

Aber nun kam es. Einer that den Vorschlag: Wir wollen einmal eine Feuerschlange machen. Da sollt ihr erst sehen, was das für eine Lust ist! Es wurde auf einem Brete ein langer Strich von Pulver hingestreuet, und ein Stückchen brennender Schwamm daran gelegt. Aber es wollte nicht gleich angehen. Da lief Jacob hin, hielt das Gesicht drüber, und blies immer auf den Schwamm los. Mit einemmale fuhr ihm das Pulver ins Gesicht, daß er rücklings niederfiel. Da lag nun der arme Junge wie todt. Die andern liefen davon, und so wur-

de er seinen Aeltern vor die Bude gebracht. Das war ein Anblick! Das ganze Gesicht kohlschwarz. Alles verbrannt. Die Augen dicht und fest zu. Es wurde zwar gleich ein Wundarzt geholt, als er aber abgewaschen wurde, gieng Haut und Haare herunter. Das ganze Gesicht war roh Fleisch. Darauf wurde nun eine Brandsalbe drauf gelegt, und man trug ihn nach Hause.

Wenn nur dieß das ganze Unglück gewesen wäre! Des andern Tages erfuhr man das noch größere. Beyde Augen waren weg, und völlig verbrannt, daß er in seinem Leben keinen Stich wieder sehen konnte. Ach wie hatten sich da seine Aeltern so übel! Es war kaum zu beschreiben.

Nach vier Wochen wurde er so ziemlich wieder zurechte — aber wie er aufstand und blind war — wie er bald von einem Bruder, bald von einer Schwester kümmerlich

gefüh-

geführet wurde — wie das aussah? was er dabey empfand? was seine Aeltern dabey litten? was das für ein Elend, Jammer und Wehklagen war! — das mögt ihr euch selbst vorstellen, lieben Kinder, die ihr dieß leset, und euch ja vor dergleichen gefährlichen Spielen mit Pulver warnen lassen.

Philipp war fast eben so unglücklich. An einem schönen Frühlingstage nahm er mit seinen Schulkameraden die Abrede, daß sie draußen zum erstenmale Ball schlagen wollten. Nun war eben ein starker Wind, und die Luft ziemlich warm. Philipp, der immer gegen den Wind lief, erhitzte sich dergestalt, daß er schon auf dem Platze heftige Seitenstiche bekam, und sich mußte nach Hause bringen lassen.

Ach! sagte der Vater, du böses Kind! kömmst du mir so nach Hause. Ich gönne

dir

dir solche Lust und Bewegung gerne; aber du kannst dich gar nicht mäßigen. Die andern haben doch auch gespielt. Haben sich die wohl so entsetzlich erhitzt, als du gethan hast? Da hast du es nun weg, und vielleicht auf deine ganze Lebenszeit. Ich armer Vater!

Philipp war die Nacht sehr krank, hatte starke Hitze, und spie des andern Morgens Blut. Der Arzt that alles Mögliche, um die Hitze und Lungenentzündung zu dämpfen. Er lag aber doch wohl acht Wochen, ehe er sich erholte. Nachher behielt er beständig einen kurzen Husten, bekam Engbrüstigkeit, und konnte kaum eine Treppe steigen, so war ihm der Odem weg. Der Arzt konnte nicht recht klug werden, und sagte: Es muß noch mehr dahinter stecken. Wir haben gewiß nicht alles erfahren, was damals beym Ballspiel geschehen ist.

Philipp kränkelte so einige Jahre hin. Da bekam er einmal ein heftiges Blutspeyen. Der Arzt zuckte die Achseln, und sagte: Besinne er sich doch einmal, ob sonst damals bey dem Ballschlagen nichts vorgefallen ist. Ach nichts weiter, sagte Philipp, als daß ich in die Mühle gieng, da ich erschrecklich heiß war, und mich da recht satt trank. Von dem Augenblicke an wurde mir übel. Ich bekam Stiche und Beklemmung, und so ist es auch geblieben. Das dacht' ich wohl, war die Antwort. Das kömmt von solchen heftigen Erhitzungen und plötzlichen Erkältungen durchs Trinken. Ach lieber Herr Doktor! sagte Philipp mit vielen Thränen, thun Sie doch, was Sie können. Ich möchte gar zu gerne noch leben. — Der Vater kehrte sich um, und mußte zur Stube herausgehen.

O wie mancher junger Mensch, sagte der Arzt, hat sich dadurch schon um sein junges Leben gebracht! Darum kann ich solche gefährliche Spiele gar nicht leiden, wobey sich die Kinder so erhitzen, und hernach über das Trinken herfallen. Hätte er doch gleich alles von sich gesagt. Ich will mein Möglichstes thun. Aber er wird wohl immer einen Kalender an seiner Brust behalten, und gewiß ans Ballspielen denken.

Ja! wohl mußte der arme Philipp zeitlebens an das Ballspiel gedenken. Denn er bekam die völlige Schwindsucht. Sein Körper wurde wie ein Gerippe. Die Augen lagen ihm tief im Kopfe. Die Knochen standen hervor. Tag und Nacht ließ ihm der Husten keine Ruhe. Sein Auswurf war Blut und Materie. Ein erbärmliches Leben! Kaum konnte er noch in der Haut hängen. Und so brachte er noch sechs volle Jahre

zu — dieser einzige Sohn des Vaters — bis er im achtzehnten Jahre seinen Geist aufgab.

Ob er wohl so freudig sterben konnte, als wenn er sich diesen seinen frühzeitigen Tod nicht selbst zugezogen hätte?

XLI.

Fortsetzung des vierzigsten Stücks.

Lottchen wäre es bald eben so ergangen. Der Vater wollte ihr an ihrem Geburtstage eine Freude machen, und hatte heimlich einige gute Kinder dazu gebeten. Des Abends führten sie ihre Brüder in den Garten. Da war das Gartenhäuschen so helle, daß sich Lottchen verwunderte. Mit einemmale gieng die Thür auf, und sie wurde mit einer lieblichen Musik empfangen. Da sprangen

gen alle Kinderchen auf sie zu und gratulirten ihr zu ihrem Geburtstage. Nun wurde getanzt. Lottchen war ganz außer sich vor Freuden, und hatte sich so erhitzt, daß sie nicht bleiben konnte.

Es war schon ziemlich spät, und kühle. Da lief sie in den Garten, und riß sich die Brust auf, um sich abzukühlen. Halb ohnmächtig kam sie wieder ins Zimmer, und mußte sich gleich zu Bette legen. Des andern Morgens hatte sie schon ein böses Brustfieber, und wäre um ein Haar daran gestorben.

Eben so gefährlich sind die plötzlichen Erkältungen nach vorhergegangenen erhitzenden Kinderspielen. Wie manches Kind, wie mancher Knabe und Mädchen, hat nicht schon vom Tanzplatze, vom Kegel- und Ballspiel, den Tod gehabt!

Albertine hatte noch ein trauriger Schicksal. Da spielten einmal die Kinder in des Nachbars Hause auf dem Boden blinde Kuh. Hier war nun eine Thür, die auf den Hof gieng, das Heu heraufzubringen. Albertine war eben blinde Kuh, und mußte die andern Kinder suchen. Diese zerstreueten sich auf dem Boden herum; Albertine aber tappte so lange herum, bis sie an die Thür kam, die nur angeschoben war. Harre! dachte sie, da sind sie in die Kammer gelaufen. Da willst du sie wohl kriegen. Und — gleich war sie zwey Stockwerk hoch herunter. Zum Unglück stand ein Wagen unten auf dem Hofe. Sie, recht mit dem Kopfe auf den Rand des Hinterrades, und — ach Kinder! ich kanns kaum hinschreiben — den Kopf gerade von einander, daß Blut und Gehirn herumsprützten.

Franz lief immer mit der Armbrust. Der Vater hatte ihm dieß gefährliche Spiel oft

verboten, aber er kehrte sich nicht dran. Einmal schießt er mit andern Knaben auf dem Hofe nach einem Ziel an der Gartenthür. Da ihn eben die Reihe trifft, so kömmt just die Magd mit einem Korbe Gras aus der Thür, und ihr der Bolzen gerade ins linke Auge, daß es gleich aus dem Kopfe lief. Franz hatte zeitlebens ein trauriges Gemüth, wenn ers gleich nicht mit Vorsatz gethan hatte.

Moritz war draußen auf einem Platze, wo viel Bauholz lag. Da waren wilde Knaben, welche einen Balken queer über das aufgethürmte Bauholz legten, daß er auf der einen Seite hoch in die Höhe, auf der andern niedergieng. Auf jede Seite setzte sich einer, wie auf ein Pferd, und so schaukelten sie sich.

Der Tausend! das ist ein scharmantes Spiel, dachte Moritz. Das mußt du auch einmal probiren. Gleich saß er drauf. Da er des Dinges aber nicht gewohnt war, so

wurde er schwindlicht. Der andere Junge merkte das, und aus Tücke drehete er den Balken etwas von der Seite, just da Moritz hoch in der Luft schwebte. Gleich war der herunter, und der rechte Arm morsch entzwey.

Lorenz war ein großer Freund von Springen. Laßt uns einmal über einen Stock springen, sagte er zu den andern. Wenn sie noch den Stock in der Queere wo angebunden hätten. Aber so steckten sie ihn gerade in die Erde, und er war auch dazu oben spitz. Einige kamen gut darüber. Lorenz aber sprang so unglücklich, daß er auf den Stock zu sitzen kam. Dieser war ihm in den Unterleib gegangen, und hatte das Netz zerstoßen, welches die Gedärme umgiebt. Da mußte er nun zeitlebens ein eisernes Bruchband tragen.

O Kinder! wenn ihr manchmal blinde, lahme, schwindsüchtige und andere gebrechliche Menschen sehet, so fragt sie einmal, wo-

von

von sie das haben. Die meisten werden euch antworten: Ach das haben wir in der Jugend von gefährlichen Kinderspielen bekommen.

XLII.

Verzeichniß einiger gefährlichen Kinderspiele.

1) Das allzuviele Blasen mit dem Blaserohr, wobey die Lunge sehr angegriffen wird.

2) Das Schlickern auf dem Eise, auf Teichen und Flüssen.

3) Das Kahnen auf dem Wasser, wenn kein Verständiger dabey ist.

4) Das Buschbaumschiessen über Kopf, dabey man sich leicht das Genicke einstürzen kann.

5) Das Nachmachen der Springer und Seiltänzer.
6) Das Schaukeln in Seilen und Stricken vor den Fallthüren.
7) Das Grabenspringen.
8) Das frühe Reuten auf wilden Pferden.
9) Das Frange- und Kampfspiel.
10) Das Spielen mit Schießpulver, Schlüsselbüchsen, Terzerolen, Pistolen, und Schießgewehren.

XLIII.

Am Geburtstage der Mutter von einem guten Kinde.

Der aus dem Schooß der Muttererden
Die schönen Blümchen lässet werden:

Der

Der laß dich so viel Jahre sehn,
Als Blümchen hier im Garten stehn.
O! der sie alle mit Entzücken
So schön und herrlich weiß zu schmücken;
Der nehme dich so gut in Acht,
Wies Blümchen, das er hier bewacht.
Ders an den Blümchen kann erfüllen,
Der gebe dir, nach seinem Willen,
Gesundheit, Leben — ach so schön,
Als wir die Liljen vor uns sehn!
So schön und roth die Rosen blühen,
Und hier mit Fleiß die Bienen ziehen:
So laß mich, Gott! durch Tugend rein,
Durch Fleiß, der Mutter Freude seyn.

XLIV.

Man muß sich Zeit nehmen, wenn man was lernen will.

Wie machst du es denn, Dorchen! fragte Franz, daß du schon so hübsch schreiben, und so schöne Zahlen machen kannst? Ich bin wohl zwey Jahre älter, als du. Bald muß ich mich doch schämen.

„Gieb einmal dein Schreibbuch her.“

Das sah aus, als wenn die Hühner darinn gekratzt hätten. Krumm und schief. Kein Buchstabe wie der andere. Und so auch die Zahlen.

„Wie geht denn das zu, Fränzchen? Du hast gewiß keine Lust zum Schreiben?“

O ja! recht große Lust.

„Nun, so muß es an etwas anderem liegen. Komm einmal her, wir wollen schreiben. Schreib hin: Wenn du fromm

bist,

bist, so bist du angenehm, wie ich dirs hier vorgeschrieben habe. — Und dann einmal diese Zahlen: 8, 749, 632."

Er schriebs, aber wie? in einer Minute war er fertig. Aber nicht geschrieben, sondern gekritzelt, daß es kein Mensch lesen, oder erkennen konnte, was es seyn sollte.

„Nein! sagte Dorchen, liebes Fränzchen! das geht nicht. So lernst du alle mein Lebtage nicht schreiben. Man wird dirs gewiß schon gesagt haben, daß du dabey viel zu hitzig und geschwinde bist. Mir giengs im Anfange eben so. Ich hielt die Feder viel zu weit nach der Rechten. Da kam ich denn auch immer den Berg in die Höhe, und konnte nicht auf der Linie bleiben. Wenn ich nur fertig war, so war ich zufrieden, es mochte seyn wie es wollte."

„Mich dünkt, du siehst auch nicht fleißig nach der Vorschrift. Da mußt du Buchstaben

vor Buchstaben so nachmalen, wie er da steht. Just so machte ichs auch. Und da wurde kein Buchstabe recht.“

„Weiter, mußt du oft schreiben, und dich fleißig üben. Vor allen Dingen merke dir das: Wenn du dich auch nach dem allen noch so genau richtest, was ich dir gesagt habe, so wird doch nichts draus, wenn du dir nicht Zeit nimmst, jeden Buchstaben, und jede Zahl ordentlich zu machen.“

Ha! ha! sagte Fränzchen, nun merke ich erst, woran mirs bisher gefehlt hat. Ich habe mir keine rechte Zeit dazu genommen, und wollte gleich alles so geschwinde schreiben, wie der Papa schreibt. Ich will noch einmal das Vorige schreiben, und mir Zeit nehmen.

„Siehst du? das ist schon viel besser.“

Fränzchen lernte nun in kurzer Zeit recht gut schreiben. Es hilft manchmal mehr, wenn

ein Kind dem andern etwas sagt, als wenn es Aeltern und Lehrer thun.

XLIII.
Ein lustiges Gespensterhistörchen.

Auf einem Dorfe kehrte einmal ein junger muthiger Student in dem Wirthshause ein, das dem Kirchhofe gerade gegen über lag. Des Abends kamen in der Gaststube einige Bauern zusammen, und sagten: No, wi helt et, Herr Wirth? Let seck dat witte Dinges op dem Kerkhope nich wedder sein? „Seit vier Tagen nicht," sagte der Wirth.

Da spannte der Student, als er vom weißen Dinge hörte. Das soll gewiß ein Gespenst seyn, sagte er. O wie bedaure ich euch, ihr guten Leute! daß ihr euch vor solchen Possen fürchtet! Wir Gelehrte müssen euch herzlich auslachen.

In-

Indem gieng der eine Bauer heraus, kam aber bald wieder, und sagte: Wenn he denn so klauk is, so segge us mal, wat et is? Da steit et wedder an der Kerchhopsmure — lank, lank in der Hechte, un het beye Henne utespannt.

Was? wo ists? wo stehts? rief der Student. Sie giengen heraus. Es war heller Mondschein. Und das weiße Ding stand wirklich da. Nun will ichs euch bald zeigen, was es ist, sprach der Student. Wo ist mein Degen?

Die Leute baten ihn sehr, er solle ja nicht hingehen. Er könne unglücklich werden, und der Böse, Gott sey bey uns! ließe sich nicht vexiren. Man müsse es stille stehen lassen, so thäte es keinem was.

Er aber bestand darauf, und gieng mit dem Degen gerade drauf los. Die Leute kreuzten und segneten sich, und sprachen unter

ter einander: dem wird wohl sein letztes Brod gebacken seyn.

Als der Student näher hinzukam, so rief er doch erst: Wer da? ehe er zustach. Statt der Antwort aber bekam er von dem Gespenst einen Schlag vor den Kopf, daß er rücklings zu Boden fiel. Als er fiel, fiengen die Leute an zu schreyen, schlugen die Fenster zu, und krochen alle in einen Winkel. Einige sagten: Dat dachte we wol, dat et sau komen werre. Andere wollten schon gesehen haben, wie er von dem Gespenst wäre in der Luft weggeführt worden.

Was doch Furcht und Einbildung thun kann!

In einer halben Stunde aber erklärte sich die ganze Sache. Der Student erholte sich von seinem Schreck und Fall, und als er um sich sah, lag das lange weiße Gespenst dicht bey ihm.

Was

Was mochte es wohl seyn? Wers rathen kann, der lege jetzt das Buch weg, und rathe, oder lasse die andern rathen.

Es war ein langes weißes Hemde, das ein anderer Bauer auf einer Harke oder Rechen dahin gestellt hatte, um es zu trocknen.

Wie mochte aber der Student den Schlag bekommen haben? — Wieder weg mit dem Buche, und gerathen.

Er trat forne auf die Zinken der Harke. Dadurch wurde ihm der Stiel entgegen geschnellt, daß er den Schlag auf den Kopf bekam.

Als ers nun so gefunden hatte, kam er in vollem Triumph vor das Bauerhaus, wo man ihn nicht erst einlassen wollte. Da rühmte er denn seine Herzhaftigkeit mehr, als er wohl eigentlich Ursache hatte.

XLIV.

Das kluge Kind mit Manier und Artigkeit.

Dorchen wußte ein- für allemal, daß es bey Tische nichts fordern durfte. Denn es bekam das schlechterdings nicht, was es forderte. Zuweilen wurde ihm auch ein Bißchen Wein gegeben. Zuweilen wurde es mit Fleiß vergessen, und bekam keinen, um zu sehen, wie es sich dabey verhalten würde.

Da geschah es nun einmal, als einige gute Freunde bey den Aeltern zu Tische waren, daß es auch keinen Wein bekam. Man konnte es ihm ansehen, daß es gern ein Bißchen gehabt hätte. Fordern wollte es nicht, durfte auch nicht. Wie fieng es aber die Sache an? Es sagte das Verschen her:

Nein! mein Schöpfer, väterlich
Sorgst du täglich auch für mich.
Mir muß auch die Saat gedeihn:
Mir giebt auch die Traube Wein.

Und

Und bey den letzten Worten wies es auf sein Gläschen, das mit auf dem Tische stand; sprach auch das letzte so nachdrücklich aus, daß es allen ins Lachen fiel. Das hieß also nicht gefordert; aber doch mit Manier und Artigkeit gesagt: daß es gern ein Bißchen Wein haben möchte.

Alle Gäste baten für das Kind, und es bekam sein Bißchen Wein.

Wenn Kinder mit Manier und Artigkeit eine Sache fordern, so werden sie solche weit eher bekommen, als wenn sie trotzen, und auf ihrem Kopf bestehen.

XLV.

Von Stricken, Nähen und Spinnen.

Du wolltest nicht stricken, nähen und spinnen lernen? sprach der Vater zu Dorchen.

chen. Wie geht das in aller Welt zu, meine Tochter! Deine Mutter klagt darüber, und das geht mir sehr nahe. Das muß ich dir sagen, da du sonst in allen Stücken ein so folgsames und gehorsames Kind bist.

Siehe Fiekchen an. Das ist noch nicht einmal so alt, als du, und hat sich schon selbst Strumpfbänder, Kopfbinden, und dergleichen gestrickt — hat sich schon einige Tücher gesäumt, und kann recht niedlich spinnen. Solltest du das nicht eben so gut können, wenn du wolltest? Es muß also an deinem Willen liegen, und das ist mir eben nicht lieb zu hören.

Das ist wohl wahr, lieber Vater! antwortete Dorchen, daß Fiekchen das kann, was Sie da sagen; aber es kann auch noch nicht lesen, schreiben und rechnen. Und das kann ich doch schon. Das ist aber zehnmal besser, als Stricken, Nähen und Spinnen. Ich muß es Ihnen nur ehrlich sagen,

daß ich dazu gar keine rechte Lust habe. Sonst könnte ichs schon. Ueberhaupt gefällt mir die Hausarbeit und die Küche gar nicht. Viel lieber sitze ich bey einem hübschen Buche, lese oder schreibe mir ein Histörchen, rechne mir ein Exempel, oder gehe in den Garten, und sehe nach, ob meine Kresse, Lattuke, Levkojen, Aurikeln, oder was ich sonst gepflanzt habe, gut bekommen sey.

So ist das? sagte der Vater. Nun weiß ich doch deines Herzens Gedanken, und die wahre Ursache, warum du immer vor der Hausarbeit einen solchen Abscheu hast. Das ist nicht gut, mein Kind! daß du von diesen Dingen so denkst. Du irrst dich sehr. Denn wovon willst du einmal in der Welt dein Brod haben, und deine Haushaltung führen? Von Lesen, Schreiben, Rechnen kannst du das allein nicht. Studieren kannst du auch nicht. Das ist nur für Mannspersonen. Diese Din-

ge,

ge, zu denen du jetzt keine Lust hast, sind dir in der Folge so nützlich, als Lesen, Schreiben und Rechnen. Ich dächte, du hättest nachgerade selbst den Verstand, das einzusehen. Daher wäre es dir keine sonderliche Ehre, wenn dich die Mutter zwingen müßte, diese nützlichen Dinge zu lernen. Ein Kind zum Lernen zu zwingen, davon halte ich nicht viel, weil es dann nichts mit Lust, und aus eigenem Triebe thut — nicht weil es will, sondern weil es muß. Es wird ihm noch zweymal so schwer, und was es mit Zwang hat lernen müssen, das behält es auch nicht lange. Das siehst du schon an dir selbst, wie sauer dir das Stricken wird, weil du keine Lust dazu hast.

Aber laß nun einmal über die Sache vernünftig mit dir reden.

1) Kannst du gewiß glauben: Alles, was dich dein Vater und deine Mutter lehren, und

wollen lernen lassen, das muß dir nützlich seyn, wenn du es gleich jetzt noch nicht einsiehest. Sonst würden sie es nicht thun. Ich dächte, schon deswegen müßtest du zu allem Lust haben, und es mit Vergnügen thun, was dir deine Aeltern zu lernen anrathen.

2) Bedenke das einmal recht, was ich dir nun sagen will. Wie sauer bist du deiner Mutter geworden, vom ersten Anfang deiner Kindheit an! — da du noch nicht gehen konntest. Wie hat sie dich aus ihrer Brust gefüttert und getränkt! Wie viele schlaflose Nächte hat sie deinetwegen gehabt! Wie manche Sorge, wenn dir das Geringste fehlte! Und nun, da du so weit bist — wolltest du ihr für das alles gar nicht dankbar seyn? Soll sie also — die treue Mutter — künftig im Hauswesen gar keine Hülfe von dir haben? Soll sie Sachen, die im Hause können gestrickt, genähet und gesponnen werden, als

Strüm-

Strümpfe und Hemden für dich und die Kleinen, — soll sie das immer allein thun, die arme Mutter, oder für Geld von andern thun lassen? Könntest du das vor deiner treuen Mutter, die dich so lieb hat — vor deinem Vater, vor Gott, und deinem Gewissen verantworten? Wäre das der Dank für alle Treue deiner guten Mutter, daß sie Kinder hätte, und sich doch immer allein quälen müßte? Und —

O Vater! rief Dorchen mit nassen Augen, hören Sie auf, ich bitte Sie. Das kann ich nicht mehr ertragen. Ich will gern, herzlich gern, in allen Stücken der Mutter zu Hülfe kommen. So hab' ich die Sache noch nicht bedacht.

Gut, mein Kind! antwortete der Vater, damit bin ich zufrieden. Ich muß dir aber noch einige Punkte vorstellen.

XLVI.

Fortsetzung des fünf und vierzigsten Stücks.

3) Wäre es wohl recht, daß die Mutter für solche Sachen noch Geld ausgeben müßte, die du selber machen könntest? Kann sie das Geld nicht zu deinem und der andern Kinder Besten anwenden? Je größer ihr werdet, ;desto mehr braucht ihr. Ist es nicht billig, daß ihr auch nachgerade selbst etwas verdienen lernt, und euren Aeltern die Sorgen und Ausgaben erleichtert? So wills auch der liebe Gott haben nach dem vierten Gebot. Oder kann die Mutter nicht auch die Zeit, die sie auf das wenden müßte, was doch deine Hände schon machen könnten, zu andern nützlichen Arbeiten verwenden?

Bedenke das alles einmal recht, so wirst du dich bald besinnen.

4) Will ich dir einmal die Folgen davon vorstellen, wenn du so aufwüchsest und keine nützliche Hausarbeiten gelernt hättest.

Wie würde dirs gehen, wenn du größer wirst, von uns wegkömmst, oder wenn wir stürben? Du solltest selbst nun einmal deine Haushaltung anfangen — und könntest weder stricken, nähen, noch spinnen? — könntest in der Haushaltung, in der Küche selbst nichts, gar nichts machen?

Dann würden dich deine Mägde auslachen, und du würdest allen Respekt gegen sie verlieren. Es ist nicht leicht eine der geringsten Dienstmägde, die nicht sollte stricken, nähen und spinnen können.

Wie viel Geld würdest du haben müssen, das alles außer dem Hause machen zu lassen, was der Mann, du selbst, künftig als Frau, und deine Kinder, an Strümpfen, Hemden, und dergleichen gebrauchen!

Es ist auch immer für den Mann eine unangenehme Sache, wenn die Magd das Essen und andere Dinge besser machen kann, als die Frau.

Was meynst du ferner? Wenn deine Kinder größer würden: sollen die etwan auch nicht stricken, nähen und spinnen lernen, weil es die Mutter nicht kann? Wenn die aber das alles besser können: muß sich die Mutter nicht vor ihren eignen Kindern schämen?

5) Ist es immer recht sehr gut, daß du am Lesen, Schreiben und Rechnen viel Vergnügen findest. Muß man aber darum andere nützliche Dinge des menschlichen Lebens versäumen? Es ist wahr, durch Lesen, Schreiben und Rechnen mußt du dich erst recht geschickt machen, deine künftige Haushaltung mit Nutzen zu führen. Aber das allein zu können, und weiter nichts, das machts noch

nicht aus. Mit einer bloß gelehrten Frau, die den ganzen Tag bey den Büchern sitzt, und die Leute im Hause schalten und walten läßt, wie sie nur wollen, sich aber selbst nicht um Küche, Keller und Haushaltung bekümmert, ist einem Manne nichts gedient. Dabey wird er gewiß auf keinen grünen Zweig kommen, sondern bald zu Grunde gehen.

Siehe, mein Kind! das sind die Folgen davon, wenn du nicht wolltest stricken, nähen und spinnen lernen. So würd' es ohngefähr kommen. Was meynst du dazu?

Hierauf antwortete Dorchen: O mein lieber Vater! das habe ich mir niemals so vorgestellt, wie Sie mirs jetzt gesagt haben. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich gewarnt haben. Die unglücklichste Person wäre ich geworden. Sie haben mir nun rechte Lust gemacht. Noch heute des Tags will ich mit Vergnügen anfangen. Mütterchen? wo sind

Sie? Kommen Sie, wir wollen stricken. Alles, alles will ich gerne lernen.

Damit du aber siehest, mein Kind! daß das alles wahr sey, was ich dir gesagt habe, sprach der Vater, so will ich dir ein Histörchen von der Frau Orgon erzählen.

XLVII.

Fortsetzung des sechs und vierzigsten Stücks.

Frau Orgon.

Diese gute Frau hatte in ihrer Jugend auch nicht stricken, nähen und spinnen lernen wollen. Von Kochen, Haushaltung, und dergleichen wußte sie gar nichts. Sie hatte weiter nichts gethan, als sich geputzt, neue Moden gemacht, einen Roman gelesen, ein Bißchen auf dem Klavier gespielt, in Gesell-

sellschaft gegangen, ein Lomberchen gemacht, und des Morgens bis neun Uhr geschlafen.

Als sie heyrathete und selbst eine Haushaltung bekam, so kam es nun auch so, wie es kommen mußte. Ihr Mann war ein Förster, und konnte Amts wegen nicht viel zu Hause seyn. Besonders mußte er im Sommer des Morgens um vier Uhr schon im Holze seyn.

Da lag denn die Frau Orgon bis um neun Uhr in den Federn. In der Zeit konnte das Gesinde machen, was es wollte. Da wurde Koffee getrunken, und manches Süppchen verzehrt, davon die Frau Orgon nichts wußte. Denn sie wußte mein Lebetage nicht, wie viel Butter, Eyer, Käse, und dergleichen da war. War das nicht eine hübsche Haushaltung?

Wenn sie aufgestanden war, mußte die Köchinn kommen, und nun wurde berath-

schlagt,

schlagt, was zu Mittage sollte gegessen werden. Sie selbst gieng nie in die Küche, um nur einmal nachzusehen. Sie hätte sich etwan einen Finger schwarz machen können. Wenn sie Koffee getrunken hatte, las sie allerhand schlechte Bücher. Dann wurde gegessen. Die Leute mochten zusehen, wo sie was bekamen. Sie sahen aber auch zu, wo sie was bekamen. Nach Tische hielt sie Mittagsruhe, und dann gieng sie in Gesellschaft, bis des Nachts um eilf und zwölf Uhr. Kam der Mann nach Hause, so fand er immer das ledige Nest.

Alles, was der Mann, sie selbst, und die Kinder an Leinwand, Hemden, Strümpfen und Kleidungsstücken gebrauchten, wurde außer dem Hause gemacht. Ob die Leute des Abends was thaten, oder faullenzten, darnach wurde nicht gefragt. Kurz, sie gab für alle diese Dinge, die sie selbst hätte machen können, mehr Geld aus, als der Mann

einnahm. Sie machte Schulden, griff die Kassengelder des Mannes an, und in wenig Jahren gieng die ganze Haushaltung zu Grunde.

XLVIII.

Das artig gewesene, und wieder unartig gewordene Kind.

Wie unglücklich ist ein Kind, das artig gewesen ist, und von neuem unartig wird! Seiner vorigen Artigkeit wird gar nicht mehr gedacht. Sie gereicht ihm vielmehr zu einem desto größern Vorwurfe, daß es artig gewesen, und doch wieder unartig geworden ist.

Lottchen war bis ins sechste Jahr ein recht artiges Kind, und der Aeltern wahre Freude. Durch Gehorsam, Fleiß, sanftes

und

und bescheidenes Wesen das angenehmste und gefälligste Kind. Die Lust und das Vergnügen anderer guten Menschen. Die Ehre und der Ruhm der halben Stadt. Wenn man ein recht artiges, liebes Kind beschreiben wollte, so wurde Lottchen genannt. Es wurde oft in Gesellschaften gebeten, weil es die Leute gar zu gern bey sich haben und leiden mochten. Andere Kinder mußten es oft von ihren Aeltern hören, daß sie nicht so artig als Lottchen wären.

Aber das Ding kehrte sich gewaltig um. Lottchen wurde mit einemmale wieder so unartig, daß es alle Tage eine neue üble Gewohnheit annahm, und durch seine schlechte Sitten und Aufführung jetzo desto unleidlicher wurde, je artiger es vorher gewesen war.

Woher mochte das wohl kommen? Ganz gewiß zuerst davon, daß man das Kind zu viel gelobt, und durch das viele Loben ver-

dor-

dorben hatte. Denn nun dachte es schon, es sey vollkommen, es sey artig genug, und dürfe nicht besser und artiger werden. Sein kleines Herz wurde eitel. Die Eigenliebe blendete es, daß alle seine üblen Sitten, und schlechten Gewohnheiten, Artigkeiten wären, und recht hübsch ließen. Dadurch wurde es sicher, und eben dadurch von Tage zu Tage unartiger, als es je gewesen war.

Seine Unarten waren eben keine Bosheiten, aber doch Ungezogenheiten. Wenn diese aber bleiben und zunehmen, so werdens gar bald Untugenden. Z. E. es knapperte mit den Zähnen, sog mit den Lippen, wollte immer alles besser wissen, kletterte auf den Stühlen herum, oder legte sich drüber her — widersprach den Aeltern, fiel andern in die Rede, pinkte mit den Augen, verzerrte sein Gesicht, war bey Tische ungesittet, wurde wild, grob und unbescheiden. Kurz, gar nicht mehr das

ange-

angenehme gefällige Kind, das es sonst war. Von allem jetzt gerade das Gegentheil.

Welche traurige Veränderung! Seine Aeltern mußten den ganzen Tag an ihm predigen und verbieten. Sie betrübten sich sehr, und es machte ihnen desto mehr Kummer, je artiger das Kind vorher schon gewesen war.

Was waren die Folgen davon? Der Lehrer brachte alle Tage das schwarze Buch, worinn sein übles Verhalten angezeichnet war. In das schöne blanke Buch kam fast gar nichts mehr. Es verlor die Liebe seiner Aeltern, und sie machten sich nichts mehr aus ihm. Hatten sie ihm sonst so viele Freuden gemacht, so fielen die auch weg, weil es ihnen keine Freude mehr machte. War es sonst bey andern Leuten beliebt und angenehm gewesen, so sahen es diese nicht mehr beym Wege an. Es durfte fast nirgends mehr hin-

kommen. Das schwarze Buch wurde allen Menschen gewiesen. Seine vorige Artigkeit wurde ihm oft vorgeworfen. Es hatte jetzt nichts, als Schimpf und Schande. Und der Ruhm seiner vorigen Artigkeit war gänzlich verloren. Nirgends hieß es mehr das artige Lottchen, sondern die Leute sagten: Wie hat sich das Kind verändert! Was ist aus dem Kinde geworden?

Das gieng so wohl einige Monate hin. Da fieng es selbst an, es zu fühlen, daß es die Aeltern nicht mehr so lieb hatten, wie sonst — daß es viel weniger Freunde hatte, als sonst — daß es von andern gar nicht mehr so geachtet wurde, als sonst. Dieß gieng ihm sehr nahe.

O! sagte es einmal für sich, was mag doch daran Schuld seyn, daß sich meine Aeltern so umgekehrt haben, und mir nicht mehr so gut sind, als sonst?

Was sprichst du da für dich? sagte die Mutter. Und es mußte es noch einmal sagen.

So? war die Antwort. Wir hätten uns umgekehrt? Du hast dich umgekehrt, und bist nicht mehr so artig, als du sonst gewesen bist. Bessere dich, so hast du unsere erste Liebe wieder. Wer ist also Schuld?

Das Kind fieng an erbärmlich zu weinen. O! sagte es, wie traurig ist doch das, nicht mehr geliebt und geachtet zu werden — keine Freude mehr zu haben! Ich wollte lieber nicht leben. Ich will mich von nun an bessern, und das liebe Kind wieder werden, das ich sonst gewesen bin.

Ein Umstand machte, daß die Besserung glücklich zu Stande kam. Der Vater hatte den andern Kindern versprochen, sie mit aufs Vogelschießen zu nehmen. Wie freudig hüpften sie um Vater und Mutter herum! An Lottchen kehrte sich keiner. Es wurde ihr

nichts gesagt. Ach! rief sie, mein Vater, soll ich denn die Freude nicht mit haben?

Was Freude? sagte der Vater. Du bist keiner Freude mehr werth. Daß du uns durch deine Unart die ganze Lust verdürbest! Das wäre mir eben recht. Du bleibst zu Hause, wenn sich deine Geschwister freuen. Sonst machte ich dir wohl Freude; aber jetzt nicht mehr.

O! wie hatte sich Lottchen da so übel! Nun erkenne ich erst, daß ich Unrecht habe, und mich selbst um so manche Freude bringe. Pfuy über die Unart! Fort damit. Ich will mich wieder bessern, so kann ich wieder Freude haben.

Und das geschah denn auch.

XLIX.

Ungehorsam straft sich selbst.

Drey Kinder bekamen von ihrer Mutter die Erlaubniß, nach den Lehrstunden in den Garten zu gehen, und zu spielen.

Daß ihr mir ja aber, sagte die Mutter, kein Obst abreißt, noch weniger das unreife unter den Bäumen anrührt, oder esset. Ich will schon nachkommen, und euch geben, was euch dient.

Sie versprachen es aufs heiligste. Den beyden größern, *Gottlieb* und *Minchen*, fiel es nicht einmal ein, das Verbot der Mutter zu übertreten. Aber der kleine Anton konnte der Begierde zu naschen nicht widerstehen. Da lagen unter dem Malvasierbaume gar zu prächtige gelbe Birnen.

„O! die sollten nicht reif seyn, die schönen Birnen? dachte er bey sich selbst.

selbst. Die Mutter hat ja nur das unreife Obst verboten. Was könnte dir ein so schönes gelbes Birnchen schaden? Sie siehts ja nicht. Und Gottlieb und Minchen sind ja auch weit weg."

Er machte einen langen Hals nach den beyden hin, und — husch! bückte er sich, und nahm ein Birnchen auf. Schüchtern sah er nach der Gartenthür, und hurtig biß er hinein.

So machens alle Kinder, die etwas wider das Verbot ihrer Aeltern thun. Sie thun es allemal schüchtern und mit Furcht. Denn sie können es nicht mit gutem Gewissen thun.

Der Biß war kaum in die Birne geschehen, so dachte er, er sollte vor Schmerz umkommen, und erhob ein entsetzliches Geschrey. Die beyden Kinder kamen gelaufen, und die Mutter auch.

Was ist dir denn, Anton? rief die Mutter voll Angst, und fragte die andern, was ihm widerfahren wäre? Wir wissen es nicht, liebes Mütterchen! sagten diese. Wir gehen da herum. Da fängt er auf einmal an so greulich zu schreyen. So sag doch, Antonchen! was fehlt dir denn?

Antonchen aber konnte nicht reden, sondern sperrte das Maul weit auf, steckte die Zunge aus, und rieb sie. Da flog ihm eine große gelbe Wespe aus dem Maule. Diese fressen sich tief in die süßen Malvasierbirnen ein. Da er nun hineingebissen hatte, so steckte die Wespe noch in dem Stücke, und stach ihn in die Zunge, daß sie schon dick aufgeschwollen war.

Die Mutter merkte den ganzen Handel, sagte aber weiter nichts, als: Du bist für deinen Ungehorsam genug gestraft. Da dachtest du: sieht es doch keiner, und hast

wider mein Verbot genascht, und in die Birne gebissen. Ein kleines verächtliches Thierchen hat dich gestraft, und deinen Ungehorsam, den du so heimlich hieltest, doch verrathen.

Der arme Anton stand ein Paar Tage genug an seiner geschwollenen Zunge aus. Denn ein Wespenstich ist gefährlich, weil die Wespe ein subtiles Gift mit einfließen läßt, und der Stachel stecken bleibt, daß er ausschwären muß.

Die Mutter durfte es ihm nachher nicht wieder verbieten, sondern nur sagen: Denke an die Wespe.

L.

Das Blutwasser.

Es kam einmal im Frühjahre, gegen Pfingsten, das Geschrey in die Stadt: es hätte Blut geregnet, und das Wasser hätte sich draußen in der Pferdeschwämme, im Teiche und in verschiedenen Gräben in Blut verwandelt. Da lief alles hinaus, was laufen konnte. Ein Jeder wollte das Blut sehen.

Die alten Weiber standen haufenweise bey einander auf den Straßen. O! wie seufzten sie über die böse Welt, da sie selbst die böse Welt, nämlich so viel Neid und Haß gegen andere, im Herzen hatten! Sie machten auch viele Kreuze vor sich, damit ihnen nichts Böses begegnen möchte.

Denn das ist eben der rechte abergläubische Mißbrauch von dem Zeichen des Kreuzes. Dieß soll das Kreuz Christi bedeuten.

Dem

Dem schreiben sie die Kräfte zu, wenn sie dieß Zeichen mit dem Finger dreymal vor den Kopf und vor die Brust machen, daß ihnen dann die Gespenster, Hexen und bösen Geister nichts thun könnten.

Wie ist doch das so gerade wider alle gesunde Vernunft, daß es auch ein Kind begreifen kann! — so ganz wider alle Absicht des Kreuzestodes Christi! Der ist dazu geschehen, daß er die Menschen von ihren Sünden erlösete, und daß wir von ihm lernen sollen, der Wahrheit und dem Guten, wie er, getreu zu bleiben.

Nun wieder auf die abergläubischen Leute zu kommen, die sich da kreuzten und segneten. Ach! hieß es, was wird das bedeuten? Was anders, sagte die andere, als daß der liebe Gott strafen muß, und davon schon durch den Blutregen die Vorbedeutung gegeben hat, daß die Leute sollen Buße

thun. Das wird ein Blutvergießen werden. Krieg und Sterben, Pestilenz und theure Zeit wird über die Menschen kommen. Ach! der liebe Gott wende es doch ab. Denn die Menschen sind gar zu gottlos. Sie gehen gar nicht mehr in die liebe Kirche, kommen in keine Betstunde, und singen nicht einmal mehr, wenns donnert. Nein! ich halte es noch immer so, wie meine selige Mutter, und versäume keine Betstunde. Aber meine Nachbarinn, die böse Frau! die thut nichts, als arbeiten, hat fünf Kinder, die gehen, wie die Docken. Es fehlt ihr an nichts. Ich mag nicht richten; aber wer weiß, wo sie es herhaben mag?

So sprachen die Leute unter einander. Da war nun auch ein Vater, der hatte fünf Kinder, die er immer schon sehr vernünftig unterrichtet, und vor allem Aberglauben sorgfältig gewarnt hatte. Die

Kinderchen kamen gesprungen, und brachten die Nachricht nach Hause: „Vater! draußen vor dem Thore soll alles Wasser Blut geworden seyn. Lassen Sie uns doch herausgehen. Das möchten wir auch sehen. Anne Marie sagt: Es bedeute Krieg. Der liebe Gott wolle strafen. — Aber das glauben wir nicht. Der liebe Gott ist viel zu gut. Er braucht ja das nicht erst anzuzeigen, wenn Krieg kommen soll.

Ja! sagte der Vater, der mit der Natur dieses vermeynten Wunders schon viel zu bekannt war, das ist doch was Besonders, Kinder. Blutwasser? Das müssen wir sehen. Sollte sich wohl das Wasser wirklich in Blut verwandelt haben? Und sollte der liebe Gott wohl das den Menschen zur Strafe gethan haben?

Wir wollen aber doch herausgehen. Ihr aber, Georg, Moritz und Karl, haltet

die

die Gläser parat, die wir immer mitnehmen, wenn wir uns Thierchen aus dem Wasser holen. Und du, Lotte! vergiß das Netzchen nicht. Dorchen! du kannst die Kelle nehmen. Die Kinder hüpften vor Freuden vor dem Vater her, und so gieng der Zug fort. In der Thür riefen sie nochmals alle zur Mutter. Liebes Mütterchen! auf den Abend bekommen wir doch ein Paar Eyer, und ein frisches Sallatchen? Nicht wahr, du liebes bestes Mütterchen? Lauft nur hin, sagte diese: ihr sollt nicht hungrig zu Bette gehen.

LI.

Fortsetzung des funfzigsten Stücks.

Als sie herauskamen, standen schon viele Leute bey der Pferdeschwämme, und bewun-

wunderten das Blutwasser. Da gieng nun der Vater näher mit den Kindern, und ließ sich erst mit den Leuten ins Gespräch ein.

Leute! sagte er, glaubt ihr denn wirklich, daß sich dieß Wasser in Blut verwandelt habe? Ey! hieß es, das kann man ja sehen. Denn es ist oben alles roth. „Ist denn aber alles Blut, was roth aussieht? Ihr sollt gleich sehen, daß nicht alles so ist, wie es scheint.“

Ach! rief ein altes Mütterchen aus dem Haufen, das ist auch ein Ungläubiger — ich höre es schon — der Gottes Gerichte nicht erkennen will. Komm! sagte der Vater, alte gute Mutter! Du sollst mit uns gehen, nur da über die Wiese, wo das Wasser fließt. Ich bin nicht böse auf dich, wenn du mich auch einen Atheisten nennest. Wenn du mir da im Flusse ein Tröpfchen Blut zeigen kannst, so will ich dir glauben, daß der liebe Gott

das

das Wasser in Blut verwandelt habe. Komm! komm! Du mußt mit. Sie wollte erst nicht; aber die andern schoben sie fort. Da lachten die Kinder, und sprangen vorweg. Und der Haufe zog nach.

Als sie an den Fluß kamen, lief das Wasser klar und rein dahin, und es war kein rothes Tröpfchen zu sehen. „Was sagst du nun, alte Mutter? Weise mir doch das Blut!“ Ja! rief sie, der liebe Gott will uns nicht auf einmal verderben. „Aber, wenn er strafen wollte, so müßte er doch dieß Wasser im Flusse am ersten in Blut verwandelt haben. Denn das brauchen wir zum Kochen und Brauen, das andere aber nicht. Das ist faul und unrein.“

Die andern Leute lachten sie aus. Und nun giengs wieder nach der Schwämme. „Halt! Vater, sagte Georg, nun wollt ichs nachgerade bald errathen, was es wäre.“

Vorigen Herbst, da unten am Graben, holten wir einmal Wasser — Stille, stille! sagte der Vater. Wir werdens bald sehen.

Sie traten nun an die Schwämme, und es sah in der That aus, als wäre alles Wasser Blut. Die ganze Oberfläche blutroth. „Gieb einmal die Kelle her, Dorchen! und du, Karl! ein Glas.“ Da steckte der Vater die Kelle an seinen Stock, und schöpfte oben ab ins Glas, bis es voll war. Nun hielt ers in die Höhe gegen das Licht, und zeigte es den Leuten.

Was war es nun? Unten im Glase alles klar und helle; aber obenauf? Sehn Sie doch, Vater! riefen die Kinder, da wimmelt ja alles von rothen Thierchen. O! wie liefen die Leute zusammen, und wollten das auch sehen! — sahen es, und verwunderten sich sehr. „Kommt her, altes Mütterchen! sagte der Vater, und siehe

hier

deine Strafen Gottes, die uns nicht viel thun werden.“ Ja! antwortete dieses, wer weiß, wer die da hineingebracht hat? „Ich höre wohl, erwiederte der Vater, du meynst: das haben die Hexen gethan. Lauf hin, du bist nicht zu bekehren.“

Die andern Leute aber freuten sich, und die Kinder noch mehr, daß es alles so natürlich zugieng. Der Vater füllte noch einige Gläser voll von den recht rothen Stellen. Und die waren wie Blut.

Da fragten nun die Kinder, was das für Thierchen wären, und wie sie dahin kämen?

Es sind lauter Wasserflöhe, antwortete der Vater. Seht einmal, was sie für Fühlhörner haben, wie kleine Zweige und Aeste! Wie sie damit im Wasser rudern und sich forthelfen! Diese haben sich nun hier in diesem Frühjahre so entsetzlich vermehrt, daß ihre unzäh-

unzählige Menge das Wasser obenauf blutroth gemacht. So ist es auch mit dem Wasser im Teiche, und in den Gräben, wo das Wasser stille steht; aber in keinem Flusse werdet ihr diese Thierchen finden. Denn da können sie sich wegen der Bewegung des Wassers nicht halten. In den Brunnen, wenn sie noch so tief sind, giebts auch dergleichen; aber eine andre Art, schneeweiß.

Die Leute hörten das mit Vergnügen, giengen fröhlich aus einander, kamen zur Stadt, breiteten es aus, und das abergläubische Gerede hatte bald ein Ende.

O! es ist ein recht gutes Werk, die Leute vom Aberglauben zu befreyen. So machte es Christus auch.

> Des Abends sprecht ihr: es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist roth. Und des Morgens sprecht ihr: es wird heut Ungewit-

gewitter seyn, denn der Himmel ist roth und trübe.

LII.

Fortsetzung des ein und funfzigsten Stücks.

Indessen gieng der Vater mit seinen Kindern weiter. Laßt uns noch einmal dahin gehen, sagte er, wo es sonst so morastig ist. Es ist die rechte Jahrszeit dazu. Vielleicht finden wir da noch was, was euch sehr vergnügen wird. Ich wünschte, daß wirs fänden. „Was denn, Väterchen? Was denn?“ Ich wills euch nicht sagen, bis wirs finden.

Sie kamen hin an den Ort, wo ein grosser Morast, und am Ufer desselben recht dicker, schwarzer, glatter Moder war. Da

sahe

sahe Georg schon in der Ferne viele große Blutflecke. O das ist schön, sagte der Vater. Das wollte ich eben haben. Nun aber stille, ganz sachte. Keiner gesprochen. Leise hingeschlichen. Die Kelle parat. Die Kinder waren wie die Mäuschen.

Als sie näher kamen, waren alle Blutflecke weg. Hier, sagte der Vater, müssen wir lauern und aufpassen. Gleich waren wieder welche da. So wie sie sich aber nur rührten, waren sie auch wieder weg. Das ist doch schnurrig, sagte Moritz. Was muß das seyn? Die vexiren uns recht.

Wir wollen sie wieder vexiren, sagte der Vater, steckte die Kelle an den Stock, und, so wie sich wieder ein Blutfleck zeigte — husch! war er mit der Kelle drunter, hob sie mit dem Moder aus, und that es ins Glas. Und so einigemal, bis es voll war.

Ach! sagte Lotte und Dorchen, was wollen Sie denn mit dem garstigen Dreck? Der stinkt ja. „Geduld! bis wir nach Hause kommen. Da sollt ihr alles sehen — daß auch der garstigste Dreck nicht leer von Geschöpfen Gottes ist."

Er stopfte das Glas zu, spülte es ab, steckte es ein, und so giengen sie vergnügt nach Hause. „Morgen früh, sagte der Vater, werdet ihr Wunder sehen. Das Glas muß die Nacht durch stille stehen."

Die Kinder waren damit zufrieden, und sahen sich nach der Küche um. Liebes Mütterchen! hieß es, wo bist du? Wenn du wüßtest, wie hungrig wir wären! „Kommt, kommt, meine Lieben! es ist schon alles aufgetragen." Da passirte ein schönes Rühreу mit Sallat. Das schmeckte! Die Kinder erzählten der Mutter alles, was sie gesehen hatten. Unter andern sagte Lottchen: ich freue mich

noch,

noch, daß das alte Mütterchen mit ihrem Aberglauben so schlecht weg kam.

Des andern Morgens waren sie früh bey der Hand, und lauerten vor des Vaters Stube. „Sachte, sachte, sagte er, müßt ihr nach dem Glase hingehen — ja nicht hart niedergetreten — da werdet ihr sehen, was gestern draußen im Moder die Blutflecke gemacht hat.“

Das sind ja rothe Würmer, rief Georg. Sieh einmal, Karl! wie sie sich drehen und schlängeln? Sie stecken ja alle mit den Köpfen im Schlamm, und stellen den Leib in die Höhe. Warum mögen sie das thun?

Das ist ihrer Natur gemäß, sprach der Vater. Darum heißen sie Röhrenwürmer, weil sie mit dem Kopfende in der Schlammröhre stecken. Man nennt sie auch Schlammwürmer. Seht, wie sie so roth sind! Sind ihrer nun viele Tausend beysammen auf einem

Flecke, wie draußen, so siehts wie Blut aus. Nun gebt einmal Achtung. Georg! tritt einmal mit dem Fuße hart auf den Erdboden, daß es schüttert. Husch! waren sie weg, und jeder in seine Schlammröhre zurück. Vater! sagte Georg, so machten sie es gestern draussen auch. Da waren die Blutflecke weg.

Wenn das nun einfältige abergläubische Leute sehen, so halten sie es für Blut, und prophezeien daraus viel Böses. Ist es nicht gut, wenn man weiß, wie dergleichen zugeht?

In Frankreich waren einmal in einer Stadt fast alle Häuser, Dächer und Wände mit Blutflecken bedeckt. Da schrie das Volk: es hätte Blut geregnet; bis ein Gelehrter drüber kam, und zeigte, daß viele tausend Schmetterlinge ausgekommen wären, und ihren röthlichen Reinigungssaft, wie sie beym Auskommen thun, von sich gegeben hätten.

LIII.

Der gottlose Knabe.

Ich meyne hier den hohen Grad von Gottlosigkeit, wenn Kinder im Stande sind, armen Bettlern, alten und schwachen Leuten, insonderheit Blinden, Lahmen und Gebrechlichen, allen möglichen Spott, Tücke und Bosheit zu beweisen.

Ich wünschte, daß dieß alle die bösen Buben, die diese abscheuliche Bosheit ausüben können, bessern möchte, wenn sie es lesen werden! Gutartige Kinder, die ein menschliches Herz haben, gehet dieß nicht an. Die sind von solcher Gottlosigkeit weit entfernt.

Fritze, eines Müllers Sohn, war der gottlose Knabe, den ich hier andern zum Abscheu vorstellen will. Er war schlecht erzogen, und hatte immer viele böse Exem-

pel gesehen, wie sich die Leute unter einander gezankt, und sich alle Tücke erwiesen hatten. Daher wurde er auch so. Weil er aber einen guten natürlichen Verstand hatte, aber zum Bösen anwendete, so wurde seine Bosheit eben dadurch desto mehr geschärft. Er gieng recht darauf aus, scharfsinnige Bubenstücke auszudenken, andern Tort zu thun. Den Mühlknappen schlug er Nägel in die Stiefeln, daß sie sich die Füße zerrissen. Nebenan hatte ein Mann aus der Stadt einen Garten, und eine kostbare Nelkenflor. Da nahm er ein Blaserohr, gieng auf den Boden, und schoß die besten Nelken ab. Es kamen zwar bey den Aeltern Klagen über Klagen; aber sie hörten nicht darauf, sondern freueten sich über den Knaben, daß er so kluge Streiche machen könnte. Das war denn wohl das rechte Mittel, diesen Bösewicht zu bessern?

An den Armen und Bettlern begieng er wahre Grausamkeiten. Es kam einmal ein armer Mann in die Mühle und bat um eine Gabe. Setzt nur nur euren Sack hierher, sagte Fritze, und kommt mit mir in den Stall. Da will ich euch etwas geben. Der Arme that das. Gleich machte er den Stall zu, nahm das Brod aus dem Sacke, gabs den Schweinen, und that ihm Steine hinein. Nun ließ er ihn wieder heraus. Als der Mann seinen Sack aufnehmen wollte, waren Steine drinn. Da weinte er bitterlich. Denn das war sein ganzer Reichthum. Dem Bösewicht aber freute das Herz im Leibe, als er den armen Mann weinen sah.

Könnt ihr euch eine größere Bosheit vorstellen? Er gab ihm nicht nur nichts, sondern er nahm ihm sein Bißchen Brod noch dazu. Und als sich der Arme beschwer-

te, so ließ er den Hund los, der ihm noch ein Paar Löcher ins Bein biß. War das nicht ein Bösewicht?

Er machte es aber mit andern Elenden und Gebrechlichen noch viel ärger. Den Lahmen nahm er die Krücken weg, und hatte seine innige Freude daran, wenn sie nicht fort konnten, oder an der Erde zappelten. Es kam einmal ein Blinder hin, den ein Kind führte. Dieses lockte er in den Garten, und nun setzte er Tröge, Schemel, Holz, und dergleichen hin. Dann rief er: Kommt nur hierher, ich will euch etwas geben. Wenn denn der arme Mensch über die Dinge herstolperte, und sich Maul und Nase zu Schanden fiel, so wollte er sich todt lachen. Ein andermal führte er einen Blinden auf den Steg übers Wasser, und mitten auf demselben ließ er ihn stehen. Geht nur zu, sagte er, ihr könnt

nun nicht fehlen. Da fiel der arme Mensch ins Wasser, und wäre ertrunken, wenn ihn nicht andere Leute wieder herausgezogen hätten.

Was da für erschreckliche Wünsche, Flüche und Worte von denen über den gottlosen Buben ausgestoßen wurden, die er geneckt, gehöhnt, verspottet und so gemißhandelt hatte, das könnt ihr euch leicht vorstellen. Ich will zwar nicht sagen, daß Flüche und Verwünschungen anderer über die, welche ihnen Unrecht gethan haben, eintreffen; denn Gott sagt: Die Rache ist mein, ich will vergelten. Aber das göttliche Wiedervergeltungsrecht bleibt doch nicht aus, wie ihr aus der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern wisset. Und bey solchen Gesinnungen, wie der gottlose Fritze hatte, konnte es ihm auch nimmermehr wohl gehen.

Er wurde groß. Der Vater starb, und er bekam die Mühle. Weil er hart, tyrannisch und grausam gegen andere war, so war er auch ein Wagehals gegen sich selbst, und begab sich muthwillig in Gefahr. Da wollte er nun einmal im Winter das Eis vor den Mühlrädern losmachen, und trat auf ein glattes Bret. Gleich war er herunter, und kam unter die Räder, mit zerbrochenen Armen und Beinen aber wieder heraus. Kaum hatte er das Leben behalten.

Das war erst eins. Der viele Mehlstaub und das Brannteweinsaufen mochte seinen Augen geschadet haben. Kurz, er wurde in seinen besten Jahren mit beyden Augen blind, und dazu ein elender Krüppel.

Da gieng er in sich, und bereuete seine Jugendsünden. Wenn nun ein Lahmer oder Blinder kam, so dachte er mit Schrecken

an die Stellen, wo er diese sonst so oft gemißhandelt, und so grausam mit ihnen umgegangen war. Ach! rief er oft voll Verzweiflung aus, das hab' ich an euch verdient, daß ich krumm und lahm bin, und kein Tageslicht mehr sehen kann. O! es müssen alle gottlose Kinder, die dergleichen noch thun, an mir ein Exempel nehmen, und sich ja vor solchen Bosheiten hüten. Denn Gott läßt sich nicht spotten, wie ich erfahren habe.

LIV.

Fortsetzung des drey und funfzigsten Stücks.

Als der Informator, Herr Ernst, diese Geschichte mit seinen Untergebenen las, wurde der Junker Ferdinand ganz blaß im Ge-

Gesichte. Warum verwandelt sich denn der junge Herr so sehr? sprach der brave Mann zu ihm. Hat er etwa kein gutes Gewissen? Mir deucht, er ist auch ein solches Früchtchen, wie des Müllers Fritze war. Er erschrickt, wie ich sehe. Nicht wahr? bloß vor dem Unglück, das Fritzen getroffen hat; aber nicht vor seiner Bosheit und Gottlosigkeit. Ich weiß alle seine Streiche, wie er noch gestern mit dem lahmen Stallknecht und der blinden Fieke umgegangen ist. Er weiß, daß ich die Gewalt habe, ihn für seine gottlosen Streiche zu züchtigen. Ich könnte ihn schlagen. Ich könnte ihn krumm schließen. Ich könnte ihn ein Paar Tage in den Keller stecken, damit er wüßte, wie den Lahmen und Blinden zu Muthe wäre. Was wird aber das alles helfen, wenn er nicht sein Herz und seine Gesinnungen bessert, und mehr Menschenliebe annimmt?

Spiegle er sich an den Gerichten Gottes, die über Fritzen kamen. Denn es kann ihm nimmermehr wohl gehen, wenn er so bleibt. Gott ist kein Lügner, und der hat ausdrücklich in der Bibel gesagt:

Du sollt dem Tauben nicht fluchen. Du sollt vor dem Blinden kein Anstoß sezen. Denn du sollt dich vor deinem Gott fürchten.

Denk' er einmal, wenn sein vortrefflicher Vater, der als ein wahrer Menschenfreund den lahmen Stallknecht und die blinde Fieke ernähret, seine Streiche wüßte? Welche Ehre für seinen Stand, ein Menschenfreund zu seyn, und in die Fußstapfen seines würdigen Vaters zu treten, der von so vielen Elenden, denen er Gutes thut, gesegnet wird! Ist es besser, von den Elenden, Lahmen und Blinden, die in seines Vaters Brod sind, gesegnet, oder verflucht

zu werden? Ist es nicht schrecklich, wenn diese Elenden den Vater segnen, und den Sohn verfluchen? Wenn er so fortfährt, wird er denn einmal auf seinem Sterbebette, wie Hiob, und wie sein wohlthätiger Vater, sagen können:

Ich war des Blinden Auge, und des Lahmen Fuß. Ich war ein Vater der Armen.

Weiß er, Ferdinand, was das heißt? Wenn man dem Blinden und Lahmen zu Hülfe kömmt und sein Elend erleichtert, so ist man des Blinden Auge, und der Fuß des Lahmen. Wer aber solcher Elenden spottet, und ihnen wohl gar Tort erweiset, der spottet des Schöpfers selbst.

Der Junker wurde bey dieser Rede so weich, daß er dem Informator um den Hals fiel, und versprach, sich zu bessern. Auch die andern Kinder wurden so gerührt, daß

sie

sie den Junker baten, nicht mehr so tückisch und gottlos gegen andere zu seyn.

Nun, ich werde sehen, sagte Ernst, ob er sein Wort halten wird. Denn es ist mir nicht gleichgültig, ob es ihm künftig wohl gehe, oder nicht. Nimmermehr kann es ihm wohl gehen, wenn er der Elenden Haß, Fluch und Thränen auf sich ladet.

LV.

Das erste Veilchen,

oder

die Geschichte zweyer zärtlichen Schwestern.

Erstes liebes Veilchen! sey mir willkommen — sey mir gesegnet, angenehmes Frühlingsblümchen! Wie lange hab' ich mich auf dich gefreuet — auf dich gewartet!

tet! Da bist du wieder. Willkommen, sag' ich noch einmal, du Herold des Frühlings! Was soll ich mit dir anfangen? Soll ich dich stehen lassen, oder soll ich dich an meinen Busen stecken?

So sprach Dorchen, da es das erste Veilchen im Garten erblickte.

Lottchen. Dorchen, hab' ich dich doch lange so vergnügt nicht gesehen. Was hast du denn da gefunden, liebes Kind! worüber du dich so sehr freuest?

Dorchen. Herzensschwesterchen! Sieh doch nur, das erste Veilchen. O! wie es so frisch, so schön, so niedlich da steht! Ich möchte es küssen. Es ist mir das allerliebste Blümchen, weil es so unschuldig ist, und so ohne alle Kunst aufwächst. Ich ziehe es der großprahlerischen Tulpe weit vor.

Lottchen. Ey! die ist doch auch nicht zu verachten.

Dorchen. Was hat sie denn! Nichts als ihr Bißchen Schönheit. Das ists alles. Aber wie erquickend schön riecht mein liebes Veilchen! Und ist doch auch nicht häßlich. Ein Sträuschen davon könnte einen aus der Ohnmacht bringen. Die Tulpe riecht ordentlich häßlich.

Lottchen. Da hast du wohl recht, meine Liebe! Deine Lobrede auf das Veilchen bewegt mich fast, daß ich dir eine Freude vorschlage, die ich dir und mir machen will.

Dorchen. Was denn, liebes Schwesterchen? Du hast immer so gute Einfälle.

Lottchen. Nun so höre, was ich vorhabe. Wir wollen dir ein Paar Sträuschen von den ersten Veilchen binden, und heute Mittag Väterchen und Mütterchen zur

Dankbarkeit auf den Teller legen, weil es die ersten sind. Nicht wahr?

Dorchen. Ach ja! scharmant. Das wollen wir thun.

Lottchen. Geschwind will ich laufen und unsern Lehrer bitten, daß er uns ein Paar Verschen dazu macht. Ich wills ihm schon sagen, was er hineinbringen soll. Binde indessen die Sträuschen.

Dorchen. Hier sind die Sträuschen.

Lottchen. Und hier sind die Verschen. Den ersten und dritten lerne ich, und den zweyten und vierten mußt du gleich noch lernen. Frisch! lustig! Strenge dein Köpfchen an. Es sind scharmante Verschen. Wie wird sich Väterchen und Mütterchen freuen!

Als nun der Mittag kam, da gedeckt wurde, legten die beyden zärtlichen Schwestern, jede ihr Sträuschen,

Vater

Vater und Mutter auf den Teller, traten von ferne, und warteten mit einer edlen Bescheidenheit, bis sich Vater und Mutter gesetzt hätten.

Lottchen zu Dorchen sachte: Kannst du auch dein Verschen?

Dorchen. Recht gut.

Ey! was finde ich denn da für ein allerliebstes Veilchensträuschen auf meinem Teller? sagte der Vater mit großer Freundlichkeit. Gewiß die ersten, die in unserm Gärtchen vorgekommen sind — und sah die Mutter liebreich an, als wollte er sich bedanken, daß sie es hingelegt hätte.

Indem hob diese ihre Serviette auf, und fand auch ein Sträuschen. Da sahen sich Vater und Mutter einander an; — aber nun blickten sie nach den beyden lieben Mädchen hin, die am Fenster standen, und diesen Blick mit schmachtender Sehnsucht er-

warteten. Eine sanfte Röthe, welche die Empfindung über die Freude ihrer Aeltern hervorbrachte, mit stiller Bescheidenheit vermischt, überzog ihre Wangen, und sie bekamen beyde hier die sanfte Unschuld und Schönheit der Veilchen.

Da! da! sagte die Mutter zum Vater — da stehen die lieben Geberinnen, die uns dieß erste Gartengeschenk gemacht haben. Siehst du es ihnen nicht an, mein Lieber! daß sie es gethan haben? Ihr ganzes gutes Herz liegt jetzt auf ihren Wangen. Kommt her, ihr guten Kinder! und laßt euch küssen. Ihr konntet uns nichts liebers schenken. Denn auf jedem Blümchen liegt euer Herz und eure Dankbarkeit.

Die Kinder sprangen herbey, küßten Vater und Mutter die Hand, und baten, so vorlieb zu nehmen.

Lott-

Lottchen aber trat etwas zurück, und sagte:

Diese Blümchen aus dem Garten
Wollten nun nicht länger warten:
Wollten, wenn sie noch so klein,
Durch uns ihr Geschenke seyn.

Die Aeltern wollten eben reden, als Dorchen anfieng:

Garten! Blümchen! diese Fluren
Zeigen uns der Vorsicht Spuren.
Sind nicht unser, sind nicht mein.
Vater! Mutter! sie sind dein.

Lottchen fuhr fort:

Wir, wir können nichts verschenken.
Was wir haben, was wir denken:
Abends, Mittags, spät und früh,
Haben wir allein durch Sie.

Dorchen beschloß also:

Sehn Sie nicht auf diese Gaben,
Die wir von uns selbst nicht haben:

Nur aufs Herz, bey dieser That,
Das so gern gegeben hat.

O ihr Lieben! sagte Vater und Mutter, setzt euch. Nun wollen wir noch einmal so vergnügt seyn. Ihr habt uns eine große Freude gemacht. —

Und die Kinder konnten beynahe vor Freuden nichts essen. Wenn Vater oder Mutter das Sträuschen besahen, oder daran rochen, so sahen sich die Kinder einander freudig an. Siehst du wohl, Dorchen! sprach Lottchen, daß mein Einfall gut gewesen ist? Dir gebührt aber doch die erste Ehre, weil du dich zuerst über die lieben Veilchen so freutest. O! antwortete dieß: ich hätte kaum gedacht, daß sich unsre lieben Aeltern so über diese Kleinigkeit freuen würden.

LVI.

Fortsetzung des fünf und funfzigsten Stücks.

Vater.

Ihr seht es selbst ein, liebsten Kinder! daß dieß Sträuschen eine Kleinigkeit ist. Die armen Waisenkinder tragen sie herum, ein Sträuschen drey Pfennige. Aber hätten wir wohl die Freude gehabt, wenn wir uns von denen ein Sträuschen gekauft hätten? Oder ist diese Freude größer gewesen, da ihr uns diese ersten Veilchen mit einer so guten Art, und mit so zärtlichen Herzen gebracht habt? Das Herz, die Gesinnung, die Absicht, mit der einer dem andern was giebt, giebt auch allein der Sache und dem Geschenk seinen Werth.

Mutter. Das ist wohl wahr, mein Lieber! Das weiß ich von Christo selbst, dem

ein gutes Herz lieber als alles war, und der, besonders gegen gute Kinder, ein so gutes Herz hatte.

Er stand einmal im Tempel vor dem Gotteskasten, da die Leute ihre Gaben einlegten. Da kamen die reichen Pharisäer und warfen viel hinein, mit einer Art, daß es alle Leute recht sehen und sie hoch rühmen sollten.

Da kam aber auch eine arme, arme Wittwe, und legte ihr Scherflein — nur ein Weniges — hinein; aber mit einer guten Absicht, und mit dem redlichsten Herzen. O! dieß Scherflein war Christo lieber, als alle die andern reichen Gaben. Denn er sah aufs Herz, und sprach:

Diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn alle, die eingelegt haben. Denn sie haben alle von ihrem Uebrigen eingelegt; diese aber hat

von ihrem Armuth alles, was sie hat, ihre ganze Nahrung, eingelegt.

Lottchen. Nun wenns aufs Herz ankömmt, so darf ich mich vor dem Herrn Christo nicht schämen.

Dorchen. Ich auch nicht.

Vater. O denkt euch also Christum hier bey uns, lieben Seelen, daß er eure Herzen kennt! Eure Sträuschen sind ihm der Heller der armen Wittwe. Er wird euch segnen, wenn ihr so bleibt. Und nun muß eure Freude noch größer seyn.

Lottchen. Ach ja! liebes bestes Väterchen, wir hatten nichts Bessers, was wir Ihnen geben konnten, als unser dankbares Herz.

Dorchen. Wir freuen uns gar zu sehr, daß sie es so gut aufgenommen haben.

Mutter. Bleibet, ihr Lieben! wie diese Blümchen, voll stiller Unschuld und in-

nerer

nerer Tugend. Auf die merkt Gott, und es ist ihm Freude, wie es uns heute gewesen ist.

LVII.

Die Langschläferinn.

Das lange Schlafen ist der Gesundheit höchst schädlich, macht den Körper matt, anstatt ihn zu stärken, und bringt die Kinder um viele Freuden.

Karoline war und hieß die Langschläferinn. Denn sie war des Morgens gar nicht aus dem Bette zu bringen. Wenn die andern Kinder, Franz, Karl, Jettchen, schon eine Stunde und länger aufgewesen waren, sich gewaschen und angezogen hatten, dann kam sie erst aus den Federn gekrochen — rieb sich die Augen,

gähn-

gähnte wie einer, der nicht ausgeschlafen, und einige Nächte durchgewacht hatte — und war so erschrecklich mürrisch und verdrüßlich, daß nicht mit ihr auszukommen war.

Die andern hingegen waren so munter, so frisch, so lustig, hüpften und sprangen, wie die jungen Rehe, und wie die Lämmer, wenn der Thau noch auf den Blättern liegt. Warum? sie waren zu rechter Zeit aufgestanden, und hatten sich mit kaltem Wasser alle Schläfrigkeit vertrieben.

Karoline aber konnte kaum gehen. Sie schleppte nur ihren Körper fort, so träge war sie — fiel von einem Stuhle auf den andern — gähnte, streckte sich mit den Armen, und hätte doch wohl manchmal zwey bis drey Stunden länger geschlafen, als die andern. Ueber alles, was ihr in den Weg kam, knurrte und brummte sie.

Bald standen die Schuhe nicht recht. Bald waren die Semmeln zu warm. Dann war wieder das Waschwasser zu kalt. Beym Anziehen murrte sie mit allen, die ihr helfen wollten. Die andern muntern Kinder aber hüpften um sie herum, lachten sie aus, daß sie so verdrüßlich war — machtens ihr nach, wenn sie noch so schläfrig that. Karoline! sieh einmal: ah ha ha — so sperrst du das Maul auf — und vexirten sie. Da gabs denn immer etwas zu zanken. Kam der Vater dazu, und fragte: wer Schuld wäre? so hieß es: Die da, die Langschläferinn.

So giengs nun ein und alle Tage. Was war doch wohl die Ursache, daß Karoline alle Morgen so verdrüßlich und mürrisch war? Die andern Kinder waren es doch nicht. Was anders, als das lange Schlafen? Denn davon wird man nicht munter,

son-

sondern immer träger und schläfriger; also auch immer verdrüßlicher, unleidlicher und unerträglicher.

Langschläfer wollen immer noch mehr schlafen.

Ist also das lange Schlafen dem Körper, der Gesundheit zuträglicher oder nicht? Macht das mürrische verdrüßliche Wesen angenehm oder nicht? Das mögt ihr selbst, lieben Kinder, aus eurer eigenen Erfahrung beantworten, die ihr Karolinens üble Gewohnheit noch an euch habt.

Aber um wie manche Freude bringt nicht auch das lange Schlafen!

Eines Abends sagte der Vater: Morgen, Kinder! seyd früh bey der Hand. Wir wollen erst auf den Berg steigen, und die Sonne aufgehen sehen; hernach aber zu dem Herrn Magister aufs Land spatzie-

ren,

ren, wo ihr so gerne seyd, und wo es so schöne Kirschen giebt.

Es hatte kaum drey geschlagen, so waren die andern Kinder da — angezogen, fix und fertig. Karoline wurde zehnmal geweckt, war aber nicht zu ermuntern. Alle Kinder kamen vors Bette, zogen, zerrten, neckten sie, um sie munter zu machen. Aber da war an kein Aufstehen zu gedenken.

Wo ist Karoline? fragte der Vater, als sie gehen wollten. O! riefen die Kinder, die liegt noch fest — die kann kein Mensch aus den Federn bringen. Wir haben sie so viel gerupft und gezupft, aber es hilft nichts.

Nun so mag sie liegen, bis zu Mittage, sagte der Vater, und ward böse. Schließt das Haus zu, und kommt. Daß ihr aber keiner etwas zu essen hinsetzt. Das sag' ich euch, Sophie! Denn ihr sollt auch mitgehen,

und

und Karln zuweilen tragen. Sie giengen, und Karoline blieb liegen.

Als es zwölf Uhr seyn mochte, krappelte sie auf — saß noch ein Weilchen im Bette — sah sich weit und breit um. Da war alles stille, das Haus ledig, und alles ausgeflogen. Endlich gieng sie herunter, und meynte, das Frühstück stünde parat. Aber da passirte nichts. Alles war verschlossen.

Himmel! wie erschrak das Mädchen — heulte und schrie, daß es die Nachbarn hörten. Sie kamen ans Fenster, und fragten, was ihr fehle? Ach! sagte es, ich armes Kind! sitze hier ganz allein, ganz verlassen, und habe nichts zu essen.

Wo sind denn die andern? fragte Nachbars Lotte? Ach! sie sind heute früh aufs Land gegangen, und haben mich liegen lassen. „Auch nicht geweckt?“ sagte die an-

dere. Ach ja! oft genug, ich konnte aber nicht herauskommen. Da sind sie fortgegangen. Was wills denn schlagen?

Schlagen? sprach Lotte. Es geht auf ein Uhr. So lange hast du gelegen, Mädchen? O! ich müßte mir die Augen aus dem Kopfe schämen. „Ach! gieb mir nur ein Bißchen Brod ins Fenster. Sie haben alles zugeschlossen. „Das ist deine gerechte Strafe. Doch ich will dir was holen.“

Ja ja! liebes Lottchen, thue es doch. Erbarme dich über mich. Nun, du böser Schlaf! du sollst mich nicht wieder betrügen. Du verwünschtes Bette! hast mich schon um so manche Freude gebracht.

Die andern kamen des Abeuds herzlich vergnügt wieder. Karoline konnte die Augen nicht aufschlagen. Der Vater sah sie nicht an. Der lose Fritze sagte nur: Karoline! ich dachte, wir würden dich noch

im

im Bette finden. Sie konnte vor Scham nicht antworten. Die andern aber steckten ihr doch heimlich Birnen und Kirschen zu.

Von dem Tage an hat sie sich das lange Schlafen abgewöhnt.

LVIII.

Besondere Proben der göttlichen Vorsehung in Beschützung der kleinen Kinder.

Daß der liebe Gott auf die Kinder eine ganz besondere Aufsicht, und in der Welt alle Umstände zu ihrer Erhaltung und Beschützung eingerichtet habe, beweiset folgendes Exempel.

Minchen, ein Kind von vier Jahren, war ins Wasser gefallen; aber auf eine so

sonderbare Art errettet, daß man dabey die Fügungen und Spuren der Beschützung Gottes sehr deutlich sehen konnte.

Dieß war es, was der erfreute Vater des Abends drauf seinen Kindern vorstellte. Ihr wisset, sagte er, was heute geschehen, und wie unser Minchen aus dem Wasser gerettet ist. Aber die wunderbare Art, wie es eigentlich zugegangen ist, wisset ihr nicht. Die Fischer selbst haben sich drüber verwundert, und Gott mit mir gedankt.

Das Kind gieng doch heute früh mit Marien nach dem Bleichplatze. Da steht nun Marie, ihrer Gewohnheit nach, und schwatzt, sieht sich aber nicht nach dem Kinde um. Dieß läuft auf dem grünen Platze herum, und ist herzlich vergnügt — läuft aber immer weiter fort bis ans Ufer des Flusses. Da stehen unten ein Paar

Blüm-

Blümchen, die will es holen. Der Kopf wird schwer, und gleich liegt es drinnen.

Das hätte nun nicht einmal ein Mensch gewußt, wenn nicht die Raben, die in der Gegend gewesen, über dem Wasser herumgeflogen wären, und erschrecklich geschrien hätten. Dadurch werden die Leute aufmerksam, sehen nach den Raben und nach der Gegend im Flusse, über welcher sie herumschwärmen. Da werden sie gewahr, daß mitten im Strome ein Kind schwimmt. Und nun könnt ihr euch Marien vorstellen, da sie merkt, daß es Minchen ist. Da wurde ein Gerufe durch einander. Herr Gott! da schwimmt ein Kind. Hülfe, Hülfe! Fischer her! Rettet, rettet.

Hätten aber die Raben, die just auf der andern Seite des Flusses am Ufer saßen, als das Kind vorbeyschwamm, nicht zuerst Lärm gemacht, so wäre

es über alle Berge gewesen, ehe es ein Mensch gemerkt hätte.

Was sagt ihr dazu? War das nicht eine besondre Probe von Gottes Vorsehung, die das Kind erhalten wollte?

Dorchen. Ach! nun bin ich den Raben noch einmal so gut, daß sie mein Schwesterchen gerettet haben.

Gottlieb. Hatte denn der liebe Gott die Raben dahin gestellt, daß sie lauern mußten, bis Minchen ins Wasser fiel, und dann Lärm machten? Der liebe Gott hätte es lieber gar nicht sollen ins Wasser fallen lassen.

Vater. So mußt du dir die Sache nicht vorstellen. Gott thut keine Wunder durch seine Allmacht, so wenig, wenn er etwas hindern will, als wenn er etwas zuläßt, und nicht hindert. Sonst müßte er alle Augenblicke Wunder thun. Er hat aber

alles

alles vorhergesehen, wie eine Sache kommen wird, und darnach alle Umstände eingerichtet; nicht, daß es so kommen soll, und also keiner seinem Schicksal entgehen könne, wie die Leute zu sagen pflegen, und sich damit entschuldigen, wenn sie was Böses gethan haben: das sollte so seyn: das ist so über mich verhängt gewesen — Nein! sondern Gott hats so eingerichtet, wie es nach seinen Absichten kommen soll, und zwar immer zum Besten der Menschen. Es kömmt also nichts, gar nichts von ohngefähr, sondern ohne Gottes Willen fällt auch kein Sperling vom Dache. Das ist eben seine Vorsehung und Regierung.

Gottlieb. Aber mit den Raben?

Vater. Weil Gott Minchen erhalten wollte, so waren dazu schon alle Umstände vorher gefügt, wie sie der liebe Gott vorhergesehen hatte, daß es just zu der Zeit

geschahe, da eben Raben am Ufer saßen. Diese wurden durch das Hineinfallen des Kindes ins Wasser erschreckt, flogen auf, sahen das Kind fortschwimmen — dachten, es wäre ein Stück Fleisch für sie — schwärmten über dem Kinde herum, und schrien, bis es die Leute hörten. Die Raben selbst aber thaten das gar nicht in der Absicht, daß die Leute das schwimmende Kind sehen und retten sollten, sondern sie thaten das bloß nach ihren natürlichen Trieben.

> Aber nach den Absichten Gottes wurde dieser Umstand ein Mittel seiner Vorsehung, die Leute aufmerksam zu machen, daß sie herzueilten, das Kind zu retten.

Vielleicht thats auch Gott um euretwillen, Marie, daß er die Raben schickte, damit ihr das Kind sehen solltet. Ihr wä-

ret doch sonst in eurem Leben nicht wieder froh geworden.

Marie. Ach! Herr Magister, ich kann mich noch nicht besinnen. Ich bitte Sie nur um Gottes willen, vergeben Sie mirs dießmal. Ich weiß gar nicht, wie mir das Kind aus den Augen gekommen ist.

Vater. Laßt euch das zur Warnung dienen, und laßt die Kinder an Oertern, wo Wasser ist, nicht von der Hand und aus den Augen. Dießmal hat der liebe Gott das Unglück recht sichtbar abgewandt. So oft ihr künftig einen Raben sehet, so danket Gott.

Dorchen. O! wie kams denn weiter? Wie bekamen sie denn das arme Kind wieder aus dem Wasser?

Vater. Das Rufen der Raben allein hätte doch nichts geholfen, wenns der liebe Gott nicht auf andere Weise

vor dem Ersaufen und Untergehen beschützt hätte.

Dorchen. Mag das Kind nicht eine Angst ausgestanden haben!

Vater. Was geschah aber? Die Leute riefen zwar die Fischer; aber ehe die mit den Kähnen kamen, wäre Minchen sicher schon ertrunken, oder eine halbe Meile weggewesen.

Ihr wißt doch die Brücke? Vor derselben stehen im Wasser, mitten im Strom, ein Paar hölzerne Dinger, wie Dächer, auf welche das Eis im Winter hinaufgetrieben wird, daß es bricht, und die Brücke nicht einstößt.

Gottlieb. Ja! ja! die Eisbrecher.

Vater. Auf ein solches Dach wird das Kind sachte vom Strome hinaufgeschoben. Zum Glück steht recht oben ein großer Nagel heraus. An dem bleibt es mit dem

Röck-

Röckchen hängen, faßt sich mit den Armen um den Pfahl, und so bleibts ruhig sitzen, bis die Fischer kommen und es abholen.

War das nicht eine besondere Probe der treuen Vorsehung Gottes, wie er unser Minchen erhalten und beschützt hat?

LIX.

Fortsetzung des acht und funfzigsten Stücks.

Dorchen.

Aber warum thut das der liebe Gott nicht immer? So wären ja alle Kinder sicher.

Vater. Liebes Kind! das verstehst du noch nicht. Gott hat dabey seine besondern Ursachen, wenn er hier oder da ein Kiud wunderbar erhält und errettet, wie unser

unser Minchen; ein andermal aber zuläßt, daß eines verunglückt, sich todtfällt, wenn sichs nicht in Acht nimmt, wie neulich der kleine Junge, der iu den offenen Brunnen fiel, und den Hals brach. Das können wir nicht begreifen, warum das der liebe Gott so mache. Es ist doch aber alles sehr gut, wie ers geschehen läßt.

Dorchen, In Acht nehmen? sagen Sie. Ich dächte, das brauchten wir nicht, wenn uns der liebe Gott beschützte?

Vater. Ja! so brauchtest du auch keine Augen, Hände und Füße, keinen Verstand, wenns auf das bloße allmächtige Beschützen Gottes ankäme. Merkt euch das aber recht wohl: ihr sollt Gott auch nicht versuchen. Wenn Gott gleich manches Kind wunderbar beschützt und errettet, so müssen deswegen die Kinder doch nicht vorwitzig und unvorsichtig seyn, und von ihren

Wärterinnen weglaufen. Wäre Minchen hübsch bey Marien geblieben, so wäre es nicht ins Wasser gefallen. Wäre der kleine Junge nicht so vorwitzig gewesen, und hätte über den Balken des offenen Brunnens weglaufen wollen, um sich sehen zu lassen, so wäre er nicht zu Tode gekommen.

Gottlieb. Ich denke aber, der liebe Gott habe mir einen Schutzengel zugegeben, ich mag machen, was ich will.

Vater. Da hätte der liebe Gott was zu thun, wenn er jedem muthwilligen Knaben einen Engel zugäbe, der hinter ihm herliefe, daß er nicht zu Schaden käme. Ich möchte der Engel nicht seyn. Der hätte es gewiß schlimmer, — als irgend einer.

Du mußt dir das so nicht vorstellen, als wenn hinter jedem Kinde ein Engel hergienge, der es beschützte, wie die Leute sagen.

Wenn

Wenn das so wäre, so würde kein Kind zu Schaden kommen, wie doch oft geschiehet. Der besondere Schutz Gottes, den er den Frommen verspricht, heißt in der Bibel Gottes Engel. Das ist die ganze Sache. Denn von dem Schutze der Engel wissen wir nicht viel.

Dich aber, Dorchen! und uns, Vater und Mutter, hat der liebe Gott auch schon einmal aus einer großen Gefahr errettet. Davon weißt du nicht einmal recht viel.

Dorchen. O Vater! erzählen Sie doch.

Vater. Wie du drey Jahre alt warest, waren wir auf dem Lande bey der Tante, und wollten des Nachmittags wieder wegfahren. Es war entsetzlich heiß, und der Himmel voll Gewitter. Die Kutsche war schon angespannt. Aber was geschah? Indem kam der Knecht mit einem Fuder Korn,

und fuhr gerade vor die Luke in den Thorweg. Er wußte nicht, daß wir fahren wollten, und unser Fuhrmann wußte nicht, daß der Knecht kam. Da mußten wir warten, bis das Fuder abgeladen war; waren aber sehr verdrüßlich, daß wir aufgehalten wurden, weil wir uns vor dem Gewitter fürchteten.

Und eben dieser Umstand — diese halbe Stunde, die wir warten mußten, war unser größtes Glück. Wären wir gleich fortgefahren, so wären wir in das allererschrecklichste Hagelwetter gekommen, wobey der Sturm die größten Bäume mit der Wurzel ausgerissen, und Wagen und Pferde auf der Landstraße umgekehrt hatte. Denn als wir nach Hause kamen, erfuhren wir ein Unglück über das andere. War das nicht eine besondere Probe des göttlichen Schutzes, daß wir aufgehalten wurden?

Morgen Abend will ich euch davon noch ein besonderes Geschichtchen erzählen.

LX.

Fortsetzung des neun und funfzigsten Stücks.

Es war einmal ein Bäcker, der schlief mit seiner Frau auf einer Kammer über dem Backofen. Die Frau hatte des Nachts ihr saugendes Kind bey sich im Bette. An der einen Seite der Wand, recht neben dem Bette, war im Boden ein viereckiges Loch, das des Abends aufgemacht wurde, damit die Wärme von unten heraufziehen konnte.

Nun träumt einmal der Mutter was Fürchterliches: Es wolle sie ein Hund beissen, oder es sey ein ander Thier bey ihr

im

im Bette. Und kurz: sie wirft ihr Kind aus dem Bette. Als sie erwachte, könnt ihr euch vorstellen, wie sie erschrak, da das Kind weg war. Sie rief entsetzlich, sprang aus dem Bette, und war ganz ausser sich.

Der Mann erwachte auch, stand auf, und sie suchten das Kind allerwegen. Da war kein Kind zu finden. Endlich kömmt der Vater an das Loch. Ach! rief er, daß Gott erbarme! da ist es gewiß durchgefallen, und wir werden es unten finden, daß es den Hals eingestürzt hat. Geschwind liefen sie herunter in die Stube. Da war auch kein Kind.

Auf einmal sah der Vater in die Höhe, nach dem Loche. Da war unter dem Loche ein Kannrück, mit Haken. Das Kind war dicht an demselben heruntergeschurrt. Der Haken hatte das Windelband gefaßt, und

an dem Haken hieng das Kind, und schlief in guter Ruhe.

Welche Probe der gnädigsten Beschützung Gottes!

LXI.

Die alte Schuld, oder das vierte Gebot.

Ich wünschte, meine lieben Kinder, daß euch folgende Geschichte eben so sehr rühren möge, als sie mich gerührt hat.

Ich traf einmal im Felde einen armen Arbeitsmann an, der bey einem Stück trockenen Brods, und bey einem Trunk Wasser aus der frischen Quelle die schwereste Arbeit verrichtete, wobey allen Weichlingen die Haut schauern möchte.

Guter fleißiger Mann! sagte ich zu ihm. Ihr lasset es euch ja recht herzlich sauer werden. Wie viel verdient ihr denn wohl täglich mit eurem sauren Schweiß? Sechs Dreyer, lieber Herr! war seine Antwort. Aber davon darf ich nicht mehr, als nur zwey, verzehren — ja nicht mehr, lieber Herr! Denn ich muß mich kümmerlich und knappe — knappe behelfen.

Ich konnte das nicht begreifen, lieben Kinder! wie ein Mensch bey so erschrecklich saurer Arbeit von sechs Pfennigen leben könnte. Setzt euch einmal an seine Stelle. Wie viel braucht ihr — wie viel vernascht ihr in einem Tage! Solltet ihr wohl mit sechs Pfennigen auskommen? Der arme Mann mußte aber davon leben, und noch dazu so saure Arbeit thun, daß ihm die Hände aufgesprungen waren. Habt

ihr nicht Mitleiden mit dem armen Manne, der doch sowohl ein Mensch ist, als ihr?

Ich fragte also den Mann, wie das möglich wäre, daß er von zwey Dreyern leben könnte? Wo laßt ihr denn die übrigen viere? „Ja! lieber Herr, die muß ich sorgfältig eintheilen. Zwey davon hebe ich auf als einen Nothpfennig, und mit zweyen muß ich eine alte Schuld bezahlen, die mich sehr auf dem Herzen drückt.“

Du ehrliches Blut! dachte ich bey mir selbst. Du hast selbst kaum das liebe Brod, und denkst doch daran, eine alte Schuld zu bezahlen. Ich war sehr begierig, zu wissen, worinn doch die alte Schuld bestehen möchte. Ich konnte nicht anders vermuthen, als daß er etwa für Bier, oder ein Paar Schuh, noch etwas schuldig geblieben wäre.

Ehe ich weiter erzähle, so bitte ich euch, lieben Kinder! setzt euch hin, leset nicht weiter, sondern versucht es, ob ihr wohl rathen könnt, was das für eine alte Schuld gewesen sey, die dem armen Tagelöhner so auf dem Herzen lag, daß er zwey Dreyer täglich vor dem Munde abzog, und sie zur Bezahlung derselben anwendete. Wer es räth, der soll auch die Freude haben, morgen einem armen Menschen aus seiner Sparbüchse zwey Dreyer zu geben.

Indessen sagte ich zu ihm: Das wird wohl so etwas zu bedeuten haben. Da habt ihr etwas, guter Mann! ich würde mich freuen, wenn ihr sie damit ganz bezahlen könntet, eure alte Schuld.

Dem Mann liefen die Thränen aus den Augen. Ach dankenswerth, lieber Herr! Tausendmal Gottes Lohn! Nun kann ich doch auch einmal ein halb Mäschen Bier

zu meiner Erquickung trinken. Gott vergelts dem Herrn tausend — tausendmal. Aber meine alte Schuld, lieber Herr! hat viel, viel zu bedeuten. Sie ist größer, als Sie denken. Ach du lieber Gott! wenn Sie es nur erst hören werden?

Nun, Kinder, wie stehts? Was meynt ihr? Kanns keiner rathen, so sag' ichs auch noch nicht.

LXII.

Fortsetzung des ein und sechzigsten Stücks.

Ich kam gar auf die Gedanken, er hätte diese alten Schulden vormals etwan in Branntwein, oder beym Spiel gemacht. Wie, sagte ich, lieber Mann! das ist doch wohl

wohl nicht so ein Jugendstückchen, davor ihr jetzt noch büßen müßt?

Die Miene vergesse ich in meinem Leben nicht, mit der mich der Mann ansah. Seine Unschuld sprach aus seinen Augen, und es dauerte mich, daß ichs gesagt hatte.

Ach lieber, lieber Herr! sagte er: Ihr Wort in Ehren. Aber Sie denken wohl, ich sey sonst ein lüderlicher Kerl gewesen, der gesoffen und gespielt habe — Davor hat mich der liebe Gott wohl bewahrt. Nein! meine alte Schuld ist von ganz anderer Art. Und Sie sollens gleich hören, lieber Herr!

Nun horchte ich hoch auf. Thuts auch, lieben Kinder! Nehmts wohl zu Herzen. Der ehrliche Mann sagte: — O! daß es doch alle undankbare Kinder der Welt hören möchten! — Er sagte:

Er brächte die letzten zwey Dreyer alle Tage seinen beyden alten Aeltern, die nicht mehr arbeiten, und sich nicht mehr ernähren könnten.

Warum aber, fragte ich weiter, nennt ihr denn das eure alte Schuld? Ich that diese Frage bloß an ihn, um meine Thränen zu verbergen. Denn ich konnte mir kaum vorstellen, daß unter einem so armseligen Kittel eine solche Tugend, Ehrlichkeit und Dankbarkeit wohnen könnte.

Alte Schuld? rief er laut, wie können Sie noch darnach fragen, lieber Herr? Warum ich das so nenne, was ich meinen alten Aeltern schuldig bin? Haben sie denn von mir keine Last und Sorgen gehabt? Haben sie mich nicht so weit gebracht, daß ich mir nun mein Stückchen Brod selbst verdienen kann, so kümmerlich es auch ist? Sollte ich nun nicht auch mit meinen ge-

sunden Knochen für sie arbeiten, da die ihrigen stumpf sind? Wär ich nicht der undankbarste Mensch, wenn ich sie nun im Alter vergäße?

Nein! so lange ihr lebet — und da legte er seine Hand auf den Spaden, und schwur zu Gott im Himmel — und so lange ich lebe, bin ich — bleib ich euer Schuldner, gute Aeltern! Verdiente ich mehr, so gäb ich mehr. Aber so kann ich nicht. Das ist mir Kummers genug, und ich esse mein elendes Brod manchmal mit Thränen, daß es davon ganz weich wird, ehe ichs in den Mund stecke. — Verstehen Sie nun, lieber Herr! meine alte Schuld?

Welches Kind dieß ohne Thränen lesen kann, dessen Herz würde mir nicht gut vorkommen!

O! hört auf, rief ich, guter Mann! hört auf. Gott wird euch segnen. Mehr konnte ich vor Weinen nicht sagen, und gieng fort.

Ja! rief er hinter mir her: Das spüre ich schon, weil mich der liebe Gott gesund erhält. Sonst könnte ich weder mir, noch meinen alten Aeltern etwas verdienen. Aber nochmals für die reiche Gabe tausend —

Mehr konnte ich nicht vernehmen, weil ich schon zu weit von ihm weg war.

LXIII.

Fortsetzung des zwey und sechzigsten Stücks.

Ich machte, daß ich fort kam, und gieng sogleich zu dem Herrn von Gutherz, dem die Dorfschaft gehörte, und bey dem ich sehr wohl bekannt war. Dieser Herr führte den Namen mit der That. Ein wahrer Menschenfreund, der sich ein Tagebuch über alle guten Handlungen seiner Unterthanen hielt!

Als ich ihm die Geschichte erzählte, stutzte er, und sagte: Sollte ein so ehrlicher Sohn in meinem Gebiete seyn, den ich nicht kennete? Ich sagte ihm den Ort, und das Haus, wo die alten Aeltern wohnten, wie mirs der Sohn beschrieben hatte. Er holte sein Register, und zu seiner größten Verwunderung standen sie nicht darinn.

Gleich

Gleich mußte ein Bedienter nach dem Hause gehen, und sich nach den alten Leuten erkundigen. Er brachte die Nachricht, daß sie sich kaum erhalten könnten, wenn ihr fleissiger Sohn ihnen nicht alle Tage zwey Dreyer abgäbe.

Nun, sagte der Herr von Gutherz, das ist edler, als wenn ich ihnen täglich einen Thaler gäbe. Bleiben Sie diesen Mittag bey mir zu Tische. Ich danke Ihnen sehr für diese Nachricht. Keine größere Freude konnten Sie mir an meinem heutigen Geburtstage machen. Gleich aber soll einer hinausgehen, und den armen Kerl herein holen. Ich will Ihnen wieder eine Freude machen.

Indem kam seine Gemahlinn mit den Kindern ins Zimmer. Denen wurde die Geschichte erzählt, und es flossen mitleidige Thränen.

Wir

Wir setzten uns zu Tische. Der arme Tagelöhner wurde gemeldet. Er stutzte gewaltig, als er ins Zimmer trat, besonders da er mich sah.

Peter! fragte ihn der Herr, ich höre, du hast Schulden. Ist das wahr? Ja! gnädigster Herr, sagte er mit Zittern und Beben; aber keine weiter, als ich da dem lieben Herrn — und wies auf mich — gesagt habe — meinen alten Aeltern.

„Wie viel giebst du ihnen denn alle Tage?“ Von meinen sechs Dreyern zwey. Lieber Gott! ich gäbe gerne mehr; aber —

Ich verstehe dich schon, Peter! fuhr der Herr fort. Aber höre einmal: Wie wäre es, wenn ich diese alte Schuld künftig für dich bezahlte? Wärest du damit wohl zufrieden?

Er fiel auf die Knie, und sagte: Ach! gnädigster Herr, so wollte ich Ihnen tau-

send

send Gottes Lohn wünschen, wenn Sie meinen armen Aeltern die zwey Dreyer geben wollten. — Allen stiegen die Thränen in die Augen —

„Nein, Peter! so meyn ich das nicht. Ich will dirs sagen. Du bist ein ehrlicher Kerl. Du hast zu diesem Herrn gesagt: deine alte Schuld an deine arme Aeltern abzutragen, das sey dein viertes Gebot. Nun sollst du auch sehen, daß der liebe Gott noch wahr rede im vierten Gebot: Auf daß dirs wohl gehe.“

„Da du so dankbar bist gegen deine Aeltern, so wirst du es auch gegen mich seyn. Ich mache dich von jetzt an zu meinem Gärtner, und deine Aeltern versorge ich, bis sie sterben. Gehe nun herunter, und laß dir zu essen und zu trinken geben. Morgen sollst du auch ein neues Kleid haben.“

„Sie-

„Siehe! nun ist deine alte Schuld mit einemmale bezahlt.“

Wer kann aber die Empfindungen dieses guten Sohnes beschreiben?

LXIV.

Der alte Mann.

Georg.

Was lesen sie denn da der Mutter vor, lieber Vater? Wie alt wäre der Mann geworden?

Vater. Es ist gut, mein Sohn! daß du darauf gemerkt hast. Da las ich eben in den Zeitungen, daß in Dublin — wo das liegt, will ich dir auf der Landcharte weisen — ein Mann gestorben wäre, von hundert und neunzehn Jahren.

Minchen. O bewahre! hundert und neunzehn Jahre. Ich bin bald acht Jahre alt. Wenn ich so alt werden sollte, so müßte ich noch hundert und eilf Jahre leben.

Jacob. So alt werden wohl wenige Leute mehr. Nach der Bibel aber sind die Leute recht alt geworden.

Vater. Das gilt jetzt nicht mehr, sondern es heißt: Unser Leben währet siebzig Jahr, und wenn es hoch kömmt, so sinds achtzig. Darum ist es eben so merkwürdig, daß der Mann hundert und neunzehn Jahre alt geworden ist.

Georg. Das möcht ich aber wissen, wie der Mann das gemacht habe. Das muß wohl ein recht reicher Mann gewesen seyn, der sich alles hat zu Gute thun können, was er gewollt hat.

Jacob. Der hat gewiß auch nicht viel gearbeitet, sondern sich recht schonen können.

Minchen. Ganz gewiß hat er alle Tage so viel Zuckerplätzchen, Rosinen und Mandeln essen können, als er nur gewollt hat. Und davon mußte er wohl so alt werden.

Vater. So meynt ihr das? Ein jeder hat also seine Meynung gesagt, wodurch der Mann so alt geworden sey. Wir wollen doch sehen, obs wahr ist. Da, Georg! lies uns die Zeitung vor.

Georg. „Dublin. Vor einigen Tagen starb allhier ein gewisser Peter Derry im hundert und neunzehnten Jahre seines Alters.

Es steht aber nicht dabey, wer er eigentlich gewesen ist.

Vater. Daraus seht ihr schon, daß es ein geringer und gemeiner Mann gewesen

sey, aus dem man nichts würde gemacht haben, wenn er nicht hundert und neunzehn Jahre alt geworden wäre.

Man hat mehr Exempel von alten Leuten in der Welt. Gemeiniglich aber sind es gemeine Leute, oder Hirten, Schäfer, Förster, Jäger, Soldaten und dergleichen gewesen, die nicht viel in der Stube stecken, sondern die meiste Zeit ihres Lebens immer in freyer Luft gewesen sind. Nu lies weiter.

Georg. „Er ist in seinem Leben nur zweymal krank gewesen, und bis an sein Ende gesund und munter geblieben.

Vater. Ist das nicht viel, Kinder? In hundert und neunzehn Jahren nur zweymal krank gewesen? — Nur zweymal? Und die ganze übrige Zeit gesund, bis an seinen Tod. Wie oft seyd ihr schon krank gewe-

gewesen! Wie oft habt ihr euch selbst krank gemacht! — Und seyd noch nicht einmal zehn Jahre alt! Der Mann hatte doch wohl recht eigentlich gelebt. Lies nun fort, Georg!

Georg. „Noch den Tag vor seinem Tode war er auf der Hochzeit seiner Ur — Ur — wie soll das heissen? — Urenkelinn gewesen.“

Das verstehe ich nicht.

Vater. Kennst du deiner ältesten Schwester Kind, das kleine Riekchen? Siehe, das ist meine Enkelinn. Wenn das groß würde, und ein Kind bekäme, so wäre Riekchens Kind meine Großenkelinn. Und wenn ich der ihre Kinder erlebte, so wäre ich Aeltervater. Aber nun wieder ein Kind von diesen letztern, das wären mir Urenkel. Also bis ins vierte Glied. Verstehst du

 mich

mich nun? Eine solche Urenkelinn hatte der alte Mann. Und denkt nur, er war auf der Hochzeit derselben. Als diese wieder heyrathete, so lebte er noch. Das ist ganz etwas Unerhörtes. Und hätte er noch ein Jahr gelebt, so konnte er seine Ururenkel sehen.

Georg. Wer weiß, ob sich der alte Mann da nicht zu viel gefreuet hat?

Vater. Das kann möglich seyn. Allzugroße Freude kann eben sowohl den Tod bringen, als allzugroßer Schreck oder Traurigkeit. Vor gar zu großer Freude kann er auch dießmal wohl ein Bißchen zu viel gegessen oder getrunken haben.

Gebet aber wohl Achtung, Kinder! was nun kömmt. Das wird euch allen in eurem künftigen Leben sehr nützlich seyn.

LXV.

Fortsetzung des vier und sechzigsten Stücks.

Georg. „Man hat alle Ursache, sein hohes und gesundes Alter seiner Mäßigkeit und Arbeitsamkeit zuzuschreiben. Sein —

Vater. Halt ein, Georg! Hier, Kinder! nehmt alle eure Aufmerksamkeit zusammen, wenn ihr nur ein Bißchen Liebe zu euch selbst, und für euer junges Leben habt. Wie wird des Mannes Alter hier beschrieben, Minchen? Sag' einmal.

Minchen. Sein hohes Alter.

Vater. Noch ein Wörtchen steht dabey, Jacob!

Jacob. Wars nicht so: hohes und gesundes Alter?

Vater. Ja! meine Kinder, so war es: hohes und gesundes Alter. O das merkt wohl. Ein hohes Alter von hundert und neunzehn Jahren machts allein nicht aus. Ohne Gesundheit so lange zu leben, ach lieber Gott! das wäre gewiß kein sonderlich Glück. Wie quält sich mancher nur einige Wochen auf dem Krankenbette! Wenn ihr nur ein Paar Tage krank seyd, wie übel ist euch dann zu Muthe! Geschweige hundert und neunzehn Jahre. Aber ein hohes und gesundes Alter, das ist Leben, das ist Freude, das ist Wohlthat von Gott.

Georg. Warum giebt denn das der liebe Gott nicht allen Menschen, daß sie so lange leben, und gesund bleiben? Das möcht' ich wohl haben.

Vater. Das glaub ich wohl. Das ist bald gesagt. Das möchten wohl alle Menschen so haben. Aber sie sind selbst Schuld

dran, daß sie kein hohes und gesundes Alter erreichen. Was kann doch der liebe Gott dafür, wenn sich die Menschen selbst, durch Faulheit, Unmäßigkeit in Essen und Trinken durch Zorn, Erhitzung, Vorwitz, und tausend andere Dinge, vor der Zeit um ihre Gesundheit und Leben bringen? O gewiß! viele Menschen, insonderheit viele Kinder, könnten ihr Leben höher bringen, wenn sie nur wollten. Aber die Hauptsache möchte ich gerne wissen, wie es der gute Mann angefangen habe, daß er so alt geworden sey. Es steht noch etwas da, von der Ursache seines hohen und gesunden Alters. Das sag uns einmal, Georg!

Georg. Seine Mäßigkeit und Arbeitsamkeit.

Vater. So war das? Das sind ja ganz andere Ursachen, als ihr vorher angabt, wodurch der Mann so alt geworden sey. Da seht ihr, daß es nicht darauf ankomme, reich

zu seyn, sich was zu gute zu thun, kostbare Speisen, Wein, Zuckerwerk, und dergleichen zu essen, in schönen Häusern zu wohnen, in weichen Betten zu schlafen, oder viele Arzeneyen zu gebrauchen, wenn man lange leben und gesund bleiben will. Ganz und gar nicht. Das alles hatte der alte Mann nicht. Vielmehr hat er sich nichts von der Art zu gute thun können. Er hat sich auch nicht geschont, sondern viel gearbeitet, und ist doch hundert und neunzehn Jahre alt geworden. Bloß durch Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Zwey rechte Goldworte! Besser denn Gold und Silber. Kaufe dir einmal die Gesundheit, Georg! für tausend Thaler, wenn du sie nicht hast.

Georg. O Minchen und Jacob! Da sind wir mit unserer Weisheit schlecht weggekommen.

LXVI.

Fortsetzung des fünf und sechzigsten Stücks.

Vater.

Das waren also die Folgen von seiner Mäßigkeit, daß er gesund blieb; — die Folgen von seiner Arbeitsamkeit, daß er so lange lebte. O merkt euch das, Kinder! Wer faulenzt und gar nichts thun will, wie lange wird der gesund bleiben? Zur Gesundheit gehört, daß wir das Essen gut verdauen, und das Blut frisch umläuft, und nicht dicke wird — und daß man auch immer gesunde Speisen ißt.

Georg. Ja! das ist wohl wahr. Wenn ich da drüben die vornehmen Kinder ansehe, so mag ich nicht tauschen. Die liegen des Morgens bis um neun Uhr. Dann trinken sie so viel Koffee, Schokolate, Thee, u. s. w.—

thun den ganzen Tag nichts — essen nicht einmal ein Stückchen schwarz Brod. Wenn ich mit meinem Salzbrod vor der Thür stehe, kömmt immer der Junker geschlichen: Gieb mir doch ein Bißchen von deinem Brod, ich will dir dafür ein Stückchen Kuchen oder Torte geben. — So ekelt ihnen schon vor dem ewigen süßen Zeuge. Und wie sehen sie auch aus? Wie die Schatten. Wenn wir manchmal mit einander spatzieren gehen, da können sie nicht fort — legen oder setzen sich alle Augenblicke hin — können keinen Berg steigen. Bey uns aber gehts über Berg und Thal, durch Dicke und Dünne — halbe Meilen weit — in Schnee und Regen — und werden nicht einmal müde.

Vater. Siehst du wohl, daß ich euch nicht zu viel thue, wenn ich euch so erziehe, daß ihr gesund bleibt? Da seht einmal den Faulenzer und Weichling, wie steif seine Glieder werden,

weil

weil er sie nicht gebraucht! Wie dicke sein Bauch wird, daß er sich nicht mehr behelfen kann! Unser Nachbar da, der Schmidt, der brav auf den Amboß schlägt, daß die Funken herumfahren — wie stark, wie flink sind seine Arme! Den werdet ihr über nichts klagen hören. Aber wie klagt der dicke Bierbrauer, über den ihr oft selbst lachen müßt! Bald fehlt ihm dieß, bald das. Er ist keine Stunde gesund. Wenn das Wasser lange stille steht, so wirds faul und stinkt. So ists auch mit dem Menschen.

Georg. Vater! ists nicht die Ameise, die so fleißig arbeitet?

Vater. Ja, mein Sohn! das hast du gut gemacht. Zu der wird schon in der Bibel der Faule hingewiesen. Gehe hin, du Fauler! sagt der weise Salomo, zur Ameise, und lerne ihre Weise. Aber wir müssen unsern alten Mann nicht vergessen. Es war noch eins,

wo-

wodurch er sich gesund erhalten hatte. Wer hat das behalten?

Alle. Durch Mäßigkeit.

Vater. Ja wohl durch Mäßigkeit! Wenn ihr von den gesundesten Sachen zu viel esset und trinket, wie ist euch dann zu Muthe? Wie unlustig, wie träge! Alle Freude weg. Geschweige, wenn ihr zu viel ungesunde Speisen, Zuckerwerk, Kuchen und dergleichen esset. Denkt nun, wenn das oft kömmt, wie leidet da nicht der Magen und andere Theile! Durch Unmäßigkeit sterben gewiß die meisten Menschen zu früh, und hätten länger leben können. Just nicht in Essen und Trinken; man kann auch in andern Dingen — in der Freude, in der Traurigkeit, in der Arbeit, im Schlafen, in Sorgen u. s. w. unmäßig seyn, und sich ungesund machen.

Aber laßt uns doch weiter lesen, ob wir nicht noch manches Gute in dem Leben des alten Mannes finden?

LXVII.

Fortsetzung des sechs und sechzigsten Stücks.

Georg. „Sein gewöhnliches Getränk war Wasser, und die ungekünsteltsten Speisen seine Kost. Wein und Bier genoß er nur dann und wann, als Medicin.“

Vater. Verstehst du das, Georg?

Georg. Nicht alles. Was sind das, ungekünstelte Speisen?

Vater. Wenn eure Mutter ein gut Gericht braunen Kohl kocht, und ihr esset da euren Teller voll ab, und ein Stück gutes

Brod

Brod dazu. Das ist ungekünstelt. Aber Pasteten, Ragouts, Frikassees, und dergleichen, wo hunderterley durch einander kömmt, dazu viele fremde Gewürze, das sind gekünstelte Speisen. Kann ein solcher Mischmasch wohl gesund seyn?

Georg. Der alte Mann hat auch lauter Wasser getrunken. Das kann doch aber eben nicht gesund seyn. Es ist einem davon so kalt im Leibe.

Vater. Was fehlt euch denn bey eurem Wassertrinken? Das gesundeste Getränk ist reines kaltes Wasser, weil es mit nichts vermischt ist, und durch seine Kälte stärkt. Wenn du sauren Kohl gegessen hast, und Bier drauf trinkst, so macht das eine Gährung, und es wird dir übel. Nach reinem Wasser aber nicht. Das wußte der alte Mann wohl. Er kam dabey nicht von Kräften, wie viele Leute glauben. Viele Menschen, die kein Wasser trinken,

ken, sondern Bier, Wein, und dergleichen, und die köstlichsten Speisen genießen, sind weit weichlicher, und können lange die Arbeit nicht thun, als ein gemeiner Bauer bey Wasser und Brod.

Georg. Er hat aber doch zuweilen auch Wein und Bier getrunken.

Vater. Aber was steht dabey, als Medicin. Das wurde ihm denn auch Bier und Wein, weil ers nicht alle Tage trank. Denn sonst wirds der Körper gewohnt, daß ers nicht mehr fühlt, und also die Sache nicht mehr wirken kann. Wollten wir alle Tage Arzeneyen nehmen, so würden sie nichts mehr helfen, weil wirs zu gewohnt würden.

Georg. Sie geben uns doch manchmal ein Bißchen Wein.

Vater. Ja! das thue ich mit Fleiß; aber nicht oft, auch nicht zu viel. Dann ist er

euch eben das, was er dem alten Mann war, eine Medicin.

Jacob. Ich mag diese Medicin lieber, als Pillen.

Vater. Wer mäßig lebt, braucht gar keine Pillen. Merkt euch das vor allen Dingen: Je mehr ihr euch in Essen und Trinken, und in eurer künftigen ganzen Lebensart, nach der Natur richtet, desto gesünder werdet ihr bleiben, und auch desto länger leben.

Georg. Was heißt das, nach der Natur leben?

Vater. Wie der alte Mann leben. Nichts anders essen und trinken, als was das allernatürlichste ist, was der Natur des Körpers und der Gesundheit am zuträglichsten ist. Das natürlichste ist Mäßigkeit und Fleiß. Dir, Georg! kann ich nachgerade ein Wörtchen Latein sagen. Du hast doch schon einige Briefe des gelehrten Römers Cicero gelesen. Der

giebt das für die beste Lebensregel aus: Sequere Naturam. Ob du das wohl schon übersetzen kannst?

Georg. Das heißt: Folge der Natur. Ist der Imperativus von Sequor, ich folge.

Vater. Bravo! das war schön. Aber wir sind mit dem Leben des alten Mannes noch nicht fertig. Mich soll doch wundern, ob von seiner Jugend nichts gesagt ist. Denn wer sich in seiner Kindheit und Jugendjahren verdirbt, oder ungesund macht, der kann im Alter nicht gesund seyn.

LXVIII.

Fortsetzung des sieben und sechzigsten Stücks.

Georg. „In seiner Jugend schlief er nie über sechs Stunden, und in

seinem Alter nie über acht Stunden."

Vater. Das wird eben nichts für euch seyn, Jacob und Minchen. Ihr schlaft gar zu gern. Glaubt doch aber ja nicht, daß das zu viele und lange Schlafen gesund sey. Der alte Mann schlief in seiner Jugend nie über sechs Stunden. Das war von zehn Uhr an des Abends bis früh um vier Uhr. Und ihr schlaft oft von acht Uhr an des Abends bis früh um acht Uhr. Das sind auf zwölf Stunden. Wenn ihr nur einmal um sechs Uhr aufstehen sollt, wie sauer wird euch das! Wie verdrüßlich seyd ihr! Und wenn ihr bis acht Uhr gelegen habt, wie träge und unlustig den ganzen Tag! Wollt immer noch mehr schlafen. Das kömmt vom langen Schlafen.

Jacob. Ja, Vater! es ist auch manchmal ein Bißchen zu früh, wenn wir aufstehen sollen.

Vater. Da denkt ihr, Wunder! wie hart man gegen euch sey, und was euch für Unrecht geschehe, wenn man euch nicht so lange schlafen läßt. Ihr wißt aber nicht, daß euch dadurch die größte Wohlthat geschieht. Und so ist es mit mehrern Dingen, als mit dem vielen warmen Getränke des Morgens. Wenn ihr doch erst einmal glauben wolltet, daß wirs gut mit euch meynen, und alles zu eurem Besten thun! Lies weiter.

Georg. „Seine mehresten Reisen that er zu Fuß, und wo er hinkam, war er vergnügt."

Vater. Seht ihr wohl? Er hatte sich nicht weichlich gewöhnt. Zu Fuße gehen ist allemal eine gute Bewegung des Leibes, und erhält die Gesundheit sehr. Daher ist es sehr gut, wenn Kinder viel zu Fuße gehen, und nicht immer auf Stühlen herumsitzen.

Georg. Das freuet mich, daß er auch immer vergnügt war. Das bin ich auch. Ich möchte manchmal vor Freude über Tisch und Bänke springen.

Vater. Woher kam das? Weil er immer gesund war. Denn bey dem Kranksеyn ist nicht viel Freude. Aber das war es nicht allein, was ihn vergnügt machte. Nur weiter.

Georg. „Und suchte andere durch Wohlthun und Leutseligkeit vergnügt zu machen.“

Vater. Der gute Mann! Ob wir ihn gleich nicht gekannt haben, so müssen wir ihm doch noch nach seinem Tode gut seyn, weil er gegen andere so gut war. Wodurch wohl?

Georg. Durch Wohlthun und Leutseligkeit. Aber Leutseligkeit? Was ist das?

Vater. Daß er gegen alle Leute so gut und freundlich war. Er that also immer

Gutes. Das machte ihn auch immer so vergnügt. Und das heißt, ein gutes Gewissen haben. Wer Böses thut, der kann sich nicht freuen, sondern ist immer voll Furcht und Unruhe, daß es herauskömmt, und daß er gestraft wird, wie ihrs an euch selbst merken werdet. Das ist denn das böse Gewissen.

Er that Gutes gegen sich selbst, durch Mäßigkeit und Fleiß; aber auch gegen andere, durch Wohlthun und Freundlichkeit. Er hatte selbst nicht viel, und gab doch andern etwas davon. Was das für ein guter Mann war! Und da er gegen andere immer so leutselig, freundlich und dienstfertig war, — keinen anfuhr, gegen keinen verdrüßlich, grob und mürrisch war, so hatten ihn auch alle Leute recht lieb. Darum hatte ihn auch der liebe Gott recht lieb — ließ ihn lange gesund leben, und viele, viele Freude an seinen Kindern, Kindeskindern

und Urenkeln erleben — bis ins vierte Glied. Darum heißt es weiter:

Georg. „Er hinterläßt an Kindern und Kindeskindern zwey und dreyssig Nachkommen, und die ganze Stadt bedauert seinen Verlust.“

Vater. War das nicht eine schöne Geschichte? Ein sehr schöner Lebenslauf? Seht! das sind die Folgen der Mäßigkeit, des Fleisses, des Wohlthuns, der Leutseligkeit und Menschenliebe. O ihr meine liebsten Kinder! werdet ja mäßig, arbeitsam, fleißig, gutherzig, mitleidig, freundlich, dienstfertig gegen alle Leute, so werdet ihr eben so gute Folgen haben; und der liebe Gott wird auch an euch die Verheißung erfüllen: Auf daß dirs wohlgehe, und du lange lebest auf Erden.

Jacob. Auch hundert und neunzehn Jahre alt werden?

Vater. Das folgt wohl eben nicht. Wir können Gott nichts vorschreiben. Und wenn ihr denn auch nicht hundert und neunzehn Jahre alt werdet, so lebt nur so, daß ihr am Ende — wärens auch nur neunzehn Jahre — sagen könnt: Wir haben Gott zur Ehre, uns selbst zur Freude, und andern Menschen zum Wohlgefallen gelebt. Denn das heißt eigentlich, gelebt haben.

LXIX.

Todesgedanken für Kinder.

Es gieng einmal ein Vater mit seinen Kindern spatzieren. Die Hitze des Tages war groß gewesen. Blumen und Kräuter hiengen ihr Haupt. Auch die schönsten schon verwelkt.

Die Kinder bedauerten die schönen Blümchen. Nehmt hier ein Exempel, lieben Kinder! sagte der Vater, an der Vergänglichkeit der Blumen. So ist auch das Leben der Kinder. Eben so bald vergeht es auch, wie eine Blume verblühet.

Und ihr seyd so sorglos, so vorwitzig, so unvorsichtig, daß ihr gar nicht an den Tod gedenkt? Wie wenig schont ihr eurer Gesundheit und eures Lebens! Ihr erhitzt euch, und trinkt drauf. Ihr springet, klettert, balget, stoßt und rauft euch. Wie bald ists um euer junges Leben geschehen!

Seht diese Blümchen an. Heute Morgen haben sie noch so schön geblühet. Und nun? Alle Schönheit, alles Leben weg. So bald kann auch ein blühender Knabe, ein schönes munteres Mädchen dahin seyn! Seyd fromm, tugendhaft, mäßig, vorsichtig, fleißig, so seyd ihr auch immer bereit. Denn ihr seyd

keinen Augenblick vor dem Tode sicher. Denkt an diese Blumen, und vergeßt nicht, daß Gott auch oft seine guten Ursachen habe, Kinder frühzeitig sterben zu lassen. Erinnert euch nur, daß neulich in einer Stadt über vierhundert Kinder an den Pocken gestorben sind.

Die Kinder waren hierbey sehr aufmerksam, und sahen immer die verwelkten Blümchen an. Unter diesen Gesprächen kamen sie bey dem Gottesacker vorbey. Ich dächte, sagte der Vater, wir giengen einmal dahin, und besuchten die Todten. Es ist Kindern nichts heilsamer, als sich oft ihrer Sterblichkeit zu erinnern.

Glaubt es mir, liebsten Kinder! — glaubt es eurem Vater, der schon so viele Erfahrungen des menschlichen Lebens hat — es hat mich in meiner Kindheit und Jugend nichts mehr vom Bösen zurückgehalten, als wenn

ich dachte: Du könntest in diesem Augenblicke sterben. Wolltest du wohl in und mit einer bösen That sterben?

Es hat mich auch nichts mehr zum Guten, zum Gehorsam gegen meine Aeltern und Lehrer, zur Mäßigkeit, zur Vorsichtigkeit, zur Ehrlichkeit und Treue, und zu einer ungeheuchelten Gottesfurcht ermuntert, als wenn ich dachte: Wenn du so stürbest, so könnte dich der liebe Gott doch nicht abweisen. Du dürftest dich nicht vor ihm fürchten, und hättest ein gutes Gewissen.

Damals war ein Knabe aus der Nachbarschaft von zwölf Jahren. Der ließ sich von andern bösen Buben verführen, mit aufs Dorf in die Schenke zu gehen. Da wurde gespielt, gesoffen, geflucht, gelärmt. Und der arme Junge hatte so viel Branntwein saufen müssen, daß es ihm das Herz abstieß, und er todt seinen Aeltern ins Haus gebracht wurde.

wurde. Was der Tod dieses jungen Menschen damals für einen Eindruck in mein Herz machte, Kinder! das kann ich euch gar nicht beschreiben. Gott! dachte ich bey mir selbst, das ist doch ganz erschrecklich, so recht in seinen Sünden — so recht durch das Böse selbst, das man thut, zu sterben, oder sich durchs Laster zu tödten!

Es hat mich nichts mehr zur Geduld, zur Gelassenheit, zur Zufriedenheit ermuntert, als die öftere Vorstellung des Todes. Es waren mir einmal ein Paar Brüderchen gestorben. Ein Paar allerliebste bildschöne Kinder. Ihr Bild ist mir noch immer vor den Augen.

Da dachte ich oft, wenn ich sah, daß sich andere Kinder so schön geputzt hatten, und sich wohl gar was darauf einbildeten: Wie bald kann doch der Tod aller Schönheit ein Ende machen!

Da dachte ich oft, wenn von meinem Spielzeuge etwas zerbrach, oder wenn nicht alles nach meinem Kopfe gehen wollte: Es ist vergänglich, und wir müssen alles hier lassen, wenn wir sterben.

So lernte ich in der Schule des Todes das rechte A B C der Geduld, Demuth und Zufriedenheit. Darinn lernte ich, wie ich mein Herz nie zu sehr an eine Sache hängen sollte, die mir lieb war. Hier lernte ich, wie ich meine Begierden mäßigen müßte, daß sie nie zu heftig würden.

O Kinder! das hat mir auf meine ganze Lebenszeit gut gethan. Folget dem Exempel eures Vaters, und denkt fleißig an den Tod. Es wird euch eben so wohl thun, und ihr werdet dadurch erst lernen, wie ihr leben müsset, wenn euch der Tod nicht fürchterlich seyn soll.

Kommt, nun laßt uns auf den Kirchhof gehen.

LXX.

Der Gottesacker.

Sie giengen durch das weite Thor desselben, das mit Geräthschaften des Todes, Sarg, Spaden, Hacken, Bretern und Stricken, bezeichnet war. Da waren nun viele hundert Gräber, mit und ohne Leichenstein. Kein Schritt, wo nicht ein Grabhügel war, und wo nicht Todtengebeine ruheten. Hie und da ein Bäumchen. Viele noch frische Gräber, große und kleine. Die meisten schon mit Gras, Blumen und Mooß bewachsen.

Wer mag wohl unter diesem Erdhaufen liegen? fragte der Vater. Wer kann das wis-

wissen? Und wenn der Todte, der hier schläft, ausgegraben würde, und wäre mein Vater gewesen, so würde ich ihn doch nicht kennen. Knochen, Staub, Erde und Asche würden wir finden. Sonst nichts, gar nichts. O Kinder! was ist der Mensch im Grabe?

Seht ihr nun wohl, daß man sich auf Ehre, Reichthum, Stand und Würden, auf die Vorzüge seiner Geburt nichts einbilden kann? Hier sind alle Stände gleich. Der König so viel, als der Bettler. Wenn auch hier ein König begraben läge, wer würde ihn herausfinden können? Ach! was ist der Mensch im Grabe?

Indem kamen sie an das Knochenhaus, worinn die ausgegrabenen Knochen und Hirnschädel aufbewahret werden. Das mußten denn die Kinder alles recht eigentlich besehen. Seht einmal, sprach der Vater, diesen

sen Kopf hier. Das mag wohl ein vornehmer, reicher und gelehrter Mann — dieser Kopf aber ein armer geringer Mensch gewesen seyn. Die Kinder sahen sich einander an, und sagten: Da ist kein Unterschied. Und hier seht ihr alle, erwiederte der Vater, euer künftiges Bild. Was diese sind, müssen wir alle über kurz und lang werden. Und wer weiß, wie bald? Das lehre euch, Gott fürchten, demüthig seyn, und Gutes thun.

Ach! was steht denn da? riefen die Kinder, da sie an einen Bogen an der Mauer kamen. Das sind ja Särger. Wie sie aufgeplatzt sind! Aber das ist doch erschrecklich, die Todten nicht zu begraben! Was steht denn da an der Tafel?

„Dieß sind zwey Brüder, die sich vor funfzig Jahren beym Spiel veruneiniget, und sich beyde im Zorn einander selbst erstochen haben. — Der jun-

jungen Nachwelt zur Warnung hier unbegraben.“

Die Kinder kehrten ihr Gesicht weg, und weinten. Da seht ihr, sprach der Vater, wozu die Leidenschaften, Spielsucht, Zorn, Wuth und Rache, den Menschen bringen können. Da verwandeln sich ein Paar Brüder gegen einander in grausame Löwen, vielleicht um einiger Groschen willen, und ruhen nicht eher, bis sie sich beyde ermordet haben. Wolltet ihr auch wohl so unter einander werden? — Andern zum Abscheu und zur Warnung stehen sie hier unbegraben.

O Vater! riefen die Kinder, lassen Sie uns hier weggehen. Den Anblick können wir nicht länger ausstehen.

LXXI.

Die Grabschrift eines guten Kindes.

Sie giengen nun von einem Grabe, von einem Leichenstein zum andern. Die Kinder suchten immer die kleinen Gräber. Denn darinn lagen die Gebeine der Kinder. Hier, sprach der Vater, mag schon manches gute und böse Kind vermodert — schon manche Vater- und Mutterthräne geweint seyn!

O hier! rief Karl, was ich hier gefunden habe! Kommen sie doch alle her. Das ists werth, daß sie das alle lesen, was an diesem Leichensteine steht. Da lief alles nach dem Leichensteine.

Es war eine kleine niedliche Pyramide. In dem einen Felde stand der Name:

Emilia Karolina von Tugendheim,
und das Alter von 12 Jahren.

Im zweyten Felde eine verwelkende Pflanze, mit der Ueberschrift: Wie eine Blume des Grases.

Im dritten die aufgehende Sonne mit der Inschrift aus dem Buch der Weisheit, Kap. 8. v. 19. 20.

Ich war ein Kind guter Art, und
habe bekommen eine feine Seele.
Da ich aber wohl erzogen war,
wuchs ich zu einem unbefleckten
Leibe.

Das klingt anders, sagten die Kinder alle, als dahinten an der Tafel.

O du gutes Kind! wer du auch gewesen bist, sprach Emilie, ich freue mich, daß du meinen Namen geführt hast. Du bist schon einige zwanzig Jahre älter in

deinem Grabe, als ich gelebt habe — Und ich muß dir noch gut seyn. Ruhe wohl, gutes Kind! der liebe Gott bewahre deine Gebeine.

Ein Paar Thränen fielen aufs Grab, und die Kinder sammelten Blumen von dieser Stätte, die sie zum Andenken dieses guten Kindes aufheben wollten.

Was denkt ihr? Was empfindet ihr, lieben Kinder! sprach der Vater, bey dieser Grabschrift? Gewiß haben die Aeltern dieses liebe Kind nicht gerne verloren, und zu seiner Ehre diese Inschrift setzen lassen.

O ein Kind guter Art! Ein Kind mit einer feinen Seele! Das konnte gewiß keine andere als recht gute, feine, tugendhafte und fromme Gesinnungen haben. Nothwendig mußte es das Herz gehabt haben, das Christus so gerne haben will, wenn er sagt:

Wir sollen Gottes Wort bewahren in einem feinen guten Herzen, und Früchte bringen in Geduld.

O! das gute Kind hatte sie schon getragen, diese Früchte, und hatte sich gut erziehen lassen. Daher war es schon aufgewachsen zu einem unbefleckten Leibe, oder zu einem tugendhaften und unbefleckten Leben, und seine Aeltern hatten schon viele Freude an ihm gesehen.

Welche Ehre! Welcher Nachruhm auch nach dem Tode! Welches Muster der Nachfolge noch für alle Kinder! Welche Freude der Aeltern, ein solches Kind gehabt zu haben! — und zugleich, welcher Trost für sie, bey seinem Tode, ein solches Kind, da es starb, in Gottes Hände gegeben zu haben!

O lieben Kinder! die ihr noch lebt, denkt fleißig an dieses gute Kind; so werdet ihr

auch

auch die feine Seele bekommen, euch wohl erziehen lassen, und zu einem unbefleckten Leben aufwachsen. Eure gute Aeltern, wie ihr selbst wißt, wollen euch gerne wohl erziehen. Was ist nun besser, durch die Tugend, und durch einen guten Nachruhm, noch nach dem Tode zu leben, wie dieß gute Kind, oder wie jene böse Brüder verabscheuet zu werden?

Die Kinder waren so gerührt, daß sie nicht gleich von der Pyramide wegkommen konnten. Dich werden wir, sprach Karl und Emilie, gewiß alle Wochen einmal besuchen. Ich will dein Grabmal in mein Zeichenbuch malen, setzte diese hinzu. Lebe wohl, du Kind guter Art! Gott erfreue deine feine Seele! —

Sie giengen hierauf nach Hause. Unterweges aber sagten sie: Emiliens Grab wäre ihnen immer noch vor den Augen.

O es bleibe das Andenken dieses guten Kindes, sprach der Vater, auch stets in eurem Herzen.

Denkt an Emiliens Grab, wenn euch eine böse Lust reizen und verführen will, und ihr werdet sie nicht vollbringen.

Denkt an Emiliens Grab, wenn ihr euch Kinderfreuden macht; wenn ihr spielt, tanzt, springet und lustig seyd. Was sagt euer lieber Gellert, der auch noch durch seine Tugend lebt, wenn er gleich todt ist:

Kann deine Lust sein (des Todes)
Bild vertragen,
So ist sie gut und unschuldsvoll.

Denkt an Emiliens Grab, wenn euch eure liebe Aeltern warnen, und zum Guten ermahnen. Folget ihrem Exempel, und beweiset euch auch als Kinder guter Art, daß eure

Seelen immer feiner, immer besser gesinnet werden.

O! Emilie lebt noch. Auch für euch lebt es noch, dieß gute Kind. Sie ist als eure unsichtbare Freundinn, durch ihr gutes Beyspiel, immer bey euch. Sie begleitet euch, wenn ihr aufstehet, wenn ihr in die Schule geht, wenn ihr spielet, wenn ihr euch freuet, wenn ihr euch zu Bette legt — auch wenn ihr krank und traurig seyd. Ach! sie begleite euch in eurem ganzen Leben, bis ihr sterbet. Und so oft ihr das Grab dieses guten Kindes wieder besuchet, so gehet mit dem Vorsatz zurück:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

Und nun, meine lieben Kinder! noch ein Wort. Ich habe in der Welt nichts liebers, als euch, meine Kinder! Das wißt ihr. Ihr

seyd

seyd mein Reichthum, meine Ehre, meine Freude. Gott weiß es, wie herzlich ich euer Leben wünsche; wie sehr ich mich freuen würde, euch zu einem unbefleckten Leben, und zu guten Menschen groß zu ziehen.

Sollte es aber Gott gefallen, eins von euch in diesen frühen Jahren mir abzufordern, so gebe Gott, daß ich mich eben dadurch über seinen Tod trösten möchte, daß ich ihm Emiliens Grabschrift setzen könnte:

Es war ein Kind guter Art, und hatte bekommen eine feine Seele.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ...

Bd.: 2

Leipzig 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.515(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301617-7
VD18 15500799-001